

GOLDENE EIER

2021

Kapitel 1

Sein Leben war schon immer ereignisreich, obwohl Lacer keine fünfundzwanzig Winter gesehen hat. Vor vier Jahren jedoch trat ein Ereignis in sein Leben, das ließ ihn seine Kindheit weitgehend vergessen, und hätte er nicht hier und da einige Urlaubsfotos zusammengesammelt, wüßte er beinahe gar nichts mehr aus der Zeit vor Beginn seiner Ausbildung zum Handelsfachwirt; genau genommen hatte diese Beschäftigung nach besagtem Ereignis jedwede Bedeutung verloren und er gab sie auf.

An diesem Juni-Tag begab er sich wie jeden Morgen zunächst zum Zeitungsstand, um sich einen Kaffee zu kaufen. Das war seit einiger Zeit zur Tradition geworden, seitdem er es sich bei Freunden abgeschaut hatte, möchte man sagen. Gefällig wie ein Erwachsener stand er dann dort ein paar Minuten, auf den Bus wartend. Und der Platz war auch gar nicht schlecht, denn man konnte allerlei Schlagzeilen

überfliegen, ohne dafür zu bezahlen. Eine davon fiel ihm ins Auge und er hielt gebannt daran fest; die Neuigkeit war so erregend für sein Verständnis, daß er sich das Tagesblatt ausnahmsweise kaufte.

„Junge Frau vor Zug geworfen, Täter gefaßt“, las man da. Und in den Einzelheiten: Am vorherigen Abend hatte ein Unbekannter eine am Bahnsteig wartende Pendlerin vor den anrollenden Zug gestoßen – grundlos! Aus purer Gemeinheit! Es las sich, daß der Täter unter Dutzenden wartete und niemand etwas ahnte. Als der Zug gerade einfuhr, stieß der Mann mit beiden Händen zu, daß die junge Frau, in Lacers Alter wohl bemerkt, in das Gleisbett fiel und unter die Räder kam. Obwohl davon kein Wort stand, spielte sich der schreckliche Moment vor seinem Auge ab: Das Geschrei, der Aufprall, die Bremsen des Zuges, das Geräusch über Fleisch rollender Räder, das Wenden des Torso, bis alles zum Stillstand gekommen ist. Und das Gehen einer unschuldigen Seele, die so unerwartet aus dem Leben gerissen wurde.

Diese Neuigkeit ließ ihn nicht mehr los, und er assoziierte ihr Leben mit seinem: Ein Name stand dort nirgendwo, aber allein die Tatsache, daß sie in seinem Alter war, zu seinem Freundeskreis gehören konnte, erschütterte ihn maßlos. Er wartete nicht lange, dann ging er die Liste seiner Kontakte im Telefon durch – und rief vier seiner Bekannten an, die dem Opferprofil entsprochen haben könnten. Sie alle meldeten sich, und verlegen mußte er eine Ausrede finden, warum er sie gerade jetzt anrief. Trotz allem geschah diese Untat in seiner Nähe, nur vier Bahnstationen von daheim entfernt. In seiner Stadt!

Tagelang beschäftigte ihn der Gedanke, und schließlich

mußte er davon träumen. Es war diese Wut über die Sinnlosigkeit ihres Todes, und Lacer wünschte alles zu tun, um sie zu rächen. Dabei kannte er sie gar nicht, wußte nicht einmal wie sie aussieht! Das hatte allerdings weniger Gewicht als sein innerer Antrieb, sich als Held aufzuspielen; ihr Leben zu retten.

Bald kam er wieder zur Vernunft und wußte: Was geschehen war, würde niemals rückgängig gemacht werden können. Geschehen und vorbei. Nichts konnte er daran ändern. Und wie mußten sich erst ihre Eltern und Freunde fühlen? Oder ihr intimer Freund?

Auch das konnte er sich nur bedingt vorstellen, denn zu dieser Zeit lag seine letzte Beziehung schon Jahre zurück. Aber er wäre außer sich vor Zorn, und müßte zudem ertragen, daß der Täter nicht sterben würde; nein, er würde durch unser humanes Gesetz am Leben erhalten; ein paar Jahre im Gefängnis verbringen, aber sicher nicht bis zu seinem letzten Atemzug. „Geistig verwirrt“ sey der Täter zu beschreiben, las man Tage später in der Zeitung, nun nicht mehr als große Schlagzeile, sondern auf Seite Sieben. Das machte es nicht besser.

Eines Tages gebot er sich einzureden, daß ihn dieses Unglück nicht zu sehr würde beschäftigen dürfen, wenn er noch ein normales Leben führen wollte. Aber es half nichts, er träumte Nacht um Nacht von ihrem kurzen Quieken, eine Sekunde bevor sie die Zugmaschine in Stücke reißt. Dann schreckte er aus dem Schlaf auf, glotzte angestrengt in die Dunkelheit und ärgerte sich über die Kaffeepause am Kiosk.

Es geschah etwas Sonderbares, das läßt sich nicht leicht in Worte fassen, jedenfalls solange er sich noch vernünftig

nennen will. Und aus der Sicht eines Menschen, der Jahre später auf diese Stunden zurückschaut, klingt es in der Tat wie die wirre Fantasie aus der Feder eines Schriftstellers. Wahr und verrückt ist es dennoch.

Kapitel 2

Drei Monate beschäftigte ihn der Fall. Das ist sehr lange für jemanden, der eigentlich unbeteiligt ist. Rache und das Verlangen nach Gerechtigkeit schrien in Lacer auf und wollten nicht verklingen.

Wenn jetzt in den Nachrichten vom einem Attentäter die Rede war, wünschte er ihm Pest und Teufel an den Hals, in einer so unbarmherzigen Entschlossenheit, daß es ihm selbst Angst machte.

Verschmitzt dachte er an diese durchgeknallten Massenmörder, die in dem Glauben töten, ihre Opfer würden ihnen im Nachleben als Sklaven dienen. Ihn erheiterte die Vorstellung, daß sie im Jenseits auch allen je totgeschlagenen Fliegen und Mücken wiederbegegnen sollten. All das Abstoßende, das er seinen Opfern angetan hatte, sollte ihn auf ewig peinigen.

Zuweilen, bis zu jener Nacht, verlor er die Kontrolle und knipste nur widerwillig und mit rasendem Puls die Glotze aus. Jedes Bild, jedes Wort eines Getöteten erzürnten ihn so maßlos, daß er selbst das Schwert der Gerechtigkeit in die Hand nehmen wollte. – Dabei wäre das Resultat immer dasselbe: Wen auch immer er durch Gewalt oder Tod bestrafen würde – kein einziges Opfer würde sich je dafür bedanken können.

In besagter Nacht brauchte er lange zum Einschlafen und kam dann doch so fest zur Ruhe, daß er immens träumte. Wie er erwachte, waren die Traumbilder längst entflohen, nicht aber die nachhallenden Worte. Jemand oder etwas hatte zu ihm gesprochen – Lacer wußte sofort, um wen es ginge: Wenn er der jungen Frau helfen, das Geschehene rückgängig machen wollte, würden ihm Prüfungen auferlegt. Und würde er diese bestehen, gäbe es noch eine Chance. Oder würde ihm der Handel, seine persönliche Vergeltung, gewährt, und dafür hätte er einen Preis zu zahlen?

Das alles verwirrte ihn ungemein: Selbstverständlich wußte er, daß man das verrückteste Zeug träumen kann und sich dennoch nichts darauf einzubilden braucht. Und er wußte auch, daß kein Zauber dieser Welt den Tod der vor die Bahn Gestoßenen ungeschehen machen konnte. Warum dann hielt er aber an den vagen Worten fest?

Für ihn bedeuteten sie einen Aufruf, den man nicht unbeachtet vorüberziehen lassen durfte. Es war, als wartete er in der Wüste seit Jahren auf eine Regenwolke, und eines Tages erscheint ein dunkler Fleck am Himmel. Dann muß alles bereit sein: Die Tonnen abgedeckelt, die Kanäle dem Feld zugerichtet, daß ein möglichst großer Nutzen aus dieser kleinen Chance entsteht.

Nur, was waren seine Prüfungen? Darüber hatte die geheimnisvolle Stimme nichts preisgegeben. Sollte er sich am Ende selbst eine Geißelung schaffen, um seinen Wert zu beweisen? Was anderes sollte es sein? Und genau genommen war es auch gar nicht schwer umzusetzen, ohne sich als Verrückter im Freundeskreis zu zeigen: Es hieß ja nicht, daß er barfuß zweitausend Meilen weit in die Ferne pilgern, oder sich schlagen und erniedrigen, sich selbst bloßstellen

mußte!

Was wäre, dachte er, wenn er seine gestellten Prüfungen auf Selbstlosigkeit ausrichte? War in den Märchen nicht immer der belohnt, der altruistisch ist? Der aus Güte gibt und teilt, der hilfsbereit ist und Sinnvolles tut?

Es wäre ja, so dachte er, kein schlechter Beginn, wenn er sich von überflüssigem Besitz trenne. Das tut nicht nur seiner Eitelkeit und seiner Selbsterkenntnis gut; nein, wenn er Kleidung und Tand abgebe, haben auch andere etwas davon. Und was sich verkaufen läßt, dessen Erlös ließe sich ja spenden!

Dieses ermutigende Vorhaben ließ er kaum eine Woche später sein. Es ist wahr, daß er sich von wenigen Möbeln und unnötiger Kleidung trennte. Das war sogar verblüffend befriedigend. Nur verkaufen konnte er nichts, es sey denn, er wollte für gute Stücke einen Preis weit unter Wert akzeptieren. Das hielt er nicht für zielführend, und nach dieser einen Woche hatte er ohnehin nicht das Gefühl, daß es einem unsichtbaren, höheren Wesen gefiele.

Bald versuchte er es mit Fasten und dem Verzicht auf ungesunde Lebensmittel. Auch das hielt er eine Weile durch, aber für die Menschheit tat es nichts zur Sache. Was aber erwartete man von ihm? Sollte er bei der Obdachlosenhilfe zur Hand gehen? Sollte er sich einer Umweltaktivisten-Gruppe anschließen? Sollte er in die Politik gehen, in der Hoffnung, er tendiere mehr zu Integrität und Ehre als zu Korruption und Gleichgültigkeit? — Wie auch immer, er wollte diesen selbstlosen Weg gehen, obwohl er von der jungen getöteten Frau weder Namen noch Foto kannte. Vielleicht übertrieb er es mit seinem Engagement einfach, und war unfähig damit aufzuhören.

Eines Tages widerfuhr Lacer endlich Genugtuung. Wie jeden Morgen schleppte er sich mit der gerade noch erforderlichen Begeisterung zur Arbeit. Ein Stück von seiner Wohnung entfernt mußte er für drei Stationen einem Bus zusteigen. Anschließend würde er mit der S-Bahn weiterfahren. Wie er den Bahnsteig betrat und ihn die tiefstehende Sonne blendete, warteten dort bereits zwei Dutzend Personen. Gleich würde der Zug einfahren.

Unter die Menge mischte er sich wie immer, vertrat sich die Füße und kramte in seiner Jackentasche nach der Pendlerkarte für den Ticket-Scanner. Nur eine Armlänge neben ihm wartete ein Kerl, der schien nervös zu sein. Schmächtig und groß war er, Jeans und zerschlissene Lederjacke, schulterlanges Haar, ungewaschen. Er biß sich abwechselnd auf die Fingerkuppen und schaute mehrfach um sich, glotzte dann einzelne Personen sekundenlang an, verfiel wieder in Nervosität.

Durch seine morgendliche Müdigkeit hatte Lacer das Wesentliche noch gar nicht erfaßt: Sollte ihm der Kerl etwas sagen? Jetzt starrte er direkt voraus – und er starrte mit ihm. Da stand eine ... junge Frau! Um die Zwanzig, Rock und weite grüne Bluse, Freundschaftsbänder am Handgelenk, ein Teil ihrer Ohrringe schimmerten unter dem Haar hervor, das mit einer Spange zusammengehalten wurde. In einer Hand hielt sie ein aufgeschlagenes Taschenbuch, in der anderen ihre Pendler-Karte. Sie sah nach links, in Richtung des einfahrenden Zuges, so wie jeder der Wartenden – in Abschätzung, wo welcher Waggon hielt und wie leer er sey.

Als sie dann einen Schritt nach vorne machte, fiel auch der Unbekannte nach vorne, als würde er lossprinten! Gleichwohl sein Start ganz spontan erfolgte, muß Lacers Reflex

schneller gewesen sein. Ohne es zu wollen, stellte er sein Bein nach vorne, und der Losrennende fiel darüber! Er landete auf dem Bauch, die Arme weit von sich gestreckt. Im Getümmel der Ein- und Aussteigenden drehten sich einige nach dem Mißgeschick um, dann war ihnen ein guter Sitz- oder Stehplatz wieder wichtiger. Die junge Frau, auf die er zurennen wollte, hatte es nicht einmal bemerkt. Und auch sonst schien niemand erfaßt zu haben, daß er wegen unseres Helden gestürzt war!

Anschließend ging alles seinen gewohnten Gang: Die junge Frau stieg zu, die Türen schlossen sich. Für einen Moment schaute sie von ihrem Buch auf, genau in seine Augen, der er vor der Tür am Bahnsteig verblieben war. Sie kannte Lacer freilich nicht, lächelte nicht, zürnte nicht, schaute verlegen wieder an ihm vorbei. Dann fuhr der Zug ab und sie entschwand für immer aus seinem Lebensweg.

Und der unheimliche Kerl? Der war fort, als er sich umsah.

Kapitel 3

Am nächsten Morgen war Lacer unbehaglich zumute. Hatte er tatsächlich eine Art Kreislauf geschlossen, indem er unbemerkt in der Zeit zurückgereist war? Das konnte doch unmöglich wahr sein! Oder handelte es sich bei der jungen Frau am Bahnsteig, deren Leben er mutmaßlich vor einer entsetzlichen Tat bewahrt hatte, gar nicht um die Getötete, von der er aus der Zeitung las? War sie eine andere junge Frau, und der Täter war derselbe? Ein Serientäter mit demselben Opferprofil?

Es fühlte sich an, als müsse er seine Erleuchtung in die Welt hinausschreien – doch niemand wollte es hören. Er wurde zu einem sog. Katastrophen-Schatten. Das sind Leute, denen widerfährt Furchtbares, und doch hört man nie von ihnen: Denn sie sind nach einer Katastrophe noch am Leben.

Angenommen, man liest in der Zeitung von einem Hochhausbrand, bei dem so-und-so viele Menschen umgekommen und so-und-so viele Personen verletzt worden sind. Dann interessiert sich der Außenstehende (vom Journalismus mit aufregenden, skandalösen Worten und Bildern geködert) nur für die getötete Anzahl, empfindet darüber Mitleid oder Unterhaltung, und blättert zum Sportteil und den Wirtschaftsnachrichten um. Von den Überlebenden berichtet aber niemand.

Weiter angenommen, Lacer sey einer dieser Überlebenden, habe dafür aber Verbrennungen am ganzen Körper und mußte die Amputation eines Beines über sich ergehen lassen – wen interessierte es? Immerhin lebte er noch!

Jemand, der vom Blitz getroffen oder den Sprung aus dem 10. Stockwerk eines Gebäudes überlebt hat, ist ebenso wenig erwähnenswert, jedenfalls in den Augen der Presse. Denn wer lebt, der lebt. Über den muß nicht getrauert werden. Über den muß der Regierungschef keine tröstenden, vom Papier gelesenen Worte verlieren. Am Leben ist am Leben.

Dagegen vom Überleben zu wissen, beruhigt den Leser und versichert ihn ruhigen Gewissens, daß für das Opfer das Leben normal weitergeht. Aber Überleben kann auch heißen, daß fortan ein Rollstuhl notwendig ist, ein Blindenstock oder eine Arm-Prothese. Auch im Koma zu liegen und vielleicht nie mehr aufzuwachen, kann *am Leben* bedeuten.

Und zu eben so einem Schatten ist Lacer geworden: Er

hatte Erstaunliches zu berichten, das ihm niemand geglaubt hätte. Er habe ein Opfer gebracht, war vielleicht nur Gehilfe des Zufalls und habe sogar ein Leben gerettet. Doch niemand hatte es wahrgenommen. Und wenn er es schon kaum glauben konnte, wem sollte er es dann einreden? Ist er nicht stets nur so viel Mensch, wie er sich selbst vertraue?

Das alles hätte ihn nach zwei Tagen Schlaf nicht weiter beschäftigen sollen. Schließlich hatte er die junge Frau, die er immer retten wollte, am Ende doch gerettet. Oder nicht? Tatsächlich riß fortan etwas anderes seine Aufmerksamkeit an sich. Etwas, das ihn sein Lebtag begleiten sollte.

Kapitel 4

Mühsam versuchte er sich in sein altes Leben zurückzufinden. Es fruchtete nicht. Mit seiner Ausbildung startete er einen neuen Versuch, aber zu Vieles hatte inzwischen auf ihn eingewirkt, daß er sich bei jedem Handgriff nach dem Sinn frug. Etwa beim Einkauf von Brot: War es das, was er wollte? Würde er nichts Nutzbringenderes auf die Beine stellen können, als ein paar Münzen über den Tresen zu reichen und eine Tüte Brot zu empfangen? Wäre seine Lebenszeit nicht besser angediehen, wenn ... – spätestens jetzt klopfte ihm der nachfolgende Kunde auf die Schulter, wollte über sein eigenes Brot philosophieren.

Was er sagen will: Zweck und Intuition vermischten sich zu einem kaum greifbaren Abbild seiner Identität. Ob er noch — er selbst war? Um das zu beantworten, hätte er es wissen müssen! Wie konnte ihn dieses Unglück nur so aus der Bahn werfen? Ob eine Ausbildung vielleicht das Falsche

wäre, und er würde sein Glück finden, wenn er einen anderen Beruf anstrebe? Einen, der so absurd ist, daß er ihm nie in den Sinn gekommen wäre? Touristenführer auf einer Krokodilfarm? Oder der Kerl, der hunderte Meter auf den Sendemast klettern muß, um ihn zu reinigen? Wäre er der geborene Schatztaucher? Ihm fehlten Geld und Zeit, um all das auszuprobieren. Und so hielt er es wie die meisten jungen Menschen ohne Ideale und Vorbilder: Er irrte umher auf der Suche nach dem bestmöglich zu erwartendem Glück.

Eines Tages machte er sich auf den Weg in die nächste Stadt. Ein Vorstellungsgespräch für einen Job als Postangestellter erwartete ihn. Warum auch nicht? — Ordnung, Sortieren und Namen lagen ihm schon immer, bildete er sich ein. Jedenfalls saß er gerade im Überlandbus und beobachtete die Umgebung. Eine große Werbetafel kam in Reichweite, auf der wurde allerdings keine Limonade beworben, sondern der Fall eines vermißten Kindes dargestellt. Neben dem riesigen Porträt eines bedrückend lächelnden Mädchens standen die Worte: „Haben Sie dieses Kind gesehen? Katja wird vermißt seit dem 25. März. Sachdienliche Hinweise werden an jeder Polizeidienststelle entgegengenommen.“ Darunter eine Telefonnummer.

Und in diesem Moment schoß Lacer durch den Kopf, daß er eigentlich sehr genau wisse, wo sich das Kind befindet!

Für einen Moment besann er sich: Was genau glaubte er zu wissen?! Wo das Kind ist? Katja, die er nie zuvor gesehen oder getroffen hatte? Die sollte er kennen und dazu ihren Verbleib? Was wollte er schon wissen über das arme Mädchen, das seit zwei Monaten verschollen ist? Maßte er sich etwa die Vermutung an, sie sey davongelaufen? Schlimmer

noch, er war sich sicher, daß sie tot ist! Er wußte es so sicher, wie er seine Hand betrachtete und sagen konnte: Ja, diese Finger sind die meinen!

Jetzt erst begann sein unheimlicher Weg: Beim nächsten Rastplatz stieg er mit den anderen Fahrgästen aus und begab sich zur nächsten Telefonzelle. Er wählte die Nummer vom Plakat und ließ es zweimal klingeln, bevor er den Hörer nervös wieder auf die Gabel knallte. Das war ihm doch zu eigenartig, um seine Eingebung einem Polizisten mitzuteilen. Allerdings konnte er die Telefonzelle auch nicht verlassen.

Nach einer Weile schaute er seinem Bus hinterher, der ohne ihn die Reise fortgesetzt hatte. Betroffen kehrte er sich zur Telefonzelle um und kramte das Telefonbuch hervor. In ihm wucherte ein unaussprechliches Bedürfnis, einen Blick auf eine beliebige Karte zu werfen. Das konnte wirklich alles sein, vom Globus bis zur Wanderkarte. Aber er mußte jetzt diese Linien und Beschriftungen sehen und seinen Finger darauf setzen. Und so blätterte er im Vorwort des Telefonbuchs nach einer Karte der Region. Er fand eine.

Von den Namen der Städte und Dörfer hatte er erst die Hälfte je gehört. Und doch fiel ihm eine ganz bestimmte Kleinstadt auf, deren Name ihn fesselte, auch wenn er sich davon abwenden wollte. Östlich davon lag ein Waldstück. Er wählte die Nummer.

„Polizeirevier, Hauptmeister Quade am Apparat ...“ – Er ließ ihm eine Atempause.

„Katja, die Vermißte — ich weiß, wo sie ist.“

„Wer spricht da? Haben Sie einen Hinweis? Sind Sie ein Zeuge?“ — Keine der Fragen tangierte seine Absichten.

„Da ist ein Wald östlich von Wesselstedt. Eine Straße führt

von Nord nach Süd hindurch. Etwa einen halben Kilometer vor der T-Kreuzung am Nordende, zwischen zwei großen Ahorn-Bäumen, finden Sie das Mädchen.“

Während seiner Aussage war es, als sehe er den Schatten eines Kreuzes über jener beschriebenen Stelle auf der Karte vor ihm. Er hörte förmlich, wie sein Gesprächspartner den Bleistift über das Papier fliegen ließ. Dann kam er zur Sache, ernst und sorgfältig.

„Geht es ihr gut? Haben Sie sie dort angetroffen? Haben Sie mit ihr gesprochen? Gefragt, warum sie fortgelaufen ist? – (Pause) – Haben Sie sie entführt?“

Daß er glaubte, Lacer sey das für ihre Entführung verantwortliche Scheusal, brüskierte ihn:

„Nein, ich habe damit nichts zu tun. Sie ruht jetzt. In einem flachen Grab.“

Kapitel 5

Unverzüglich hatte er aufgelegt. Das war zu viel für ihn. Woher wollte er das alles wissen?

Beim bloßen Gedanken an die vermißte Katja – in ihrem flachen Grab – stellten sich ihm die Haare auf. Und er gab es zu – nur ein einziges Mal hatte er kurz in Erwägung gezogen, selbst der Mörder zu sein, es aber durch Schizophrenie oder verlorenes Gedächtnis nicht mehr zu wissen. Woher sonst sollte er diese Bilder sehen? Ja, sie waren wie Traumbilder: Unwirklich und detailliert zugleich, durchdrungen von einer Mischung aus Ahnung und Wissen. Etwa so, als ginge man durch einen Wald, den man jahrelang nicht betreten hatte. Und man erinnerte sich dennoch an Baumgruppen

und Niederungen, an den Verlauf des Weges und den Zustand eines Wegkreuzes. Dann war es gleichzeitig wie ein Déjà-vu: Einerseits weiß man, noch niemals dort gewesen zu sein, andererseits ist einem alles so vertraut . . .

Selbst Tage später war der Drang präsent, sich einem anderen vermißten Menschen zuzuwenden. Er fühlte die Magie, den Zauber der Unmöglichkeit, mit seiner, wie ich es mittlerweile vorsichtig nannte, „Gabe“ die unglücklichen Schicksale der armen Teufel zu mildern. Erstarkt durch das Gefühl der Allwissenheit wollte er hinaus in die Welt, wie ein neugeborenes Tier die Umgebung ergründen muß, um sich selbst besser zu verstehen. Es gab nur eine Möglichkeit, mehr herauszufinden. Zumindest zu bestätigen, ob tatsächlich etwas Besonderes mit ihm geschehen war.

Bald darauf stand er auf der gegenüberliegenden Straßenseite eines Polizeireviers und rang aufgeregt mit der Idee, es zu betreten. Es wäre ganz harmlos: Er würde ins Foyer kommen und sich dort die Bilder von vermißten Personen ansehen. Dann werde er schon sehen, was passiert. Aber was, wenn man ihn anspricht, was ich wirklich dort will? Schließlich betritt man ein Polizeirevier nicht grundlos. Und meistens nicht, um sich ein Sammelsurium von Vermißtenporträts anzusehen! Aber er mußte es wissen. Irgendeine Ausrede würde ihm schon einfallen.

Sowie er eine Treppe hinaufgestiegen und eine Schwingtür passiert hatte, stand er auch schon in einem weiten Vorraum, an dem sich mehrere Türen und Abzweigungen anschlossen. Da war eine Art Schalter mit Glasscheibe und Gegensprecheinrichtung; er war unbesetzt. Und so sah er sich unbesorgt um.

Tatsächlich! Gegenüber an der Wand hatte man Ständer

mit Broschüren aufgestellt, dahinter hingen einige Vermißtenanzeigen, drei waren es, alle gleich aufgebaut: Auf der linken Seite ein großes Porträt, auf der rechten Seite Name, Beschreibung und seit wann die Person vermißt wird. Nun ergab sich ein neues Dilemma:

Sollte er sich auf den Jugendlichen konzentrieren? Oder die alte Frau? Oder den mittelalten Mann? Würde er seine „Gabe“ für alle Drei einsetzen dürfen? Oder mußte er nach moralischen Aspekten wählen? Wer war am wahrscheinlichsten noch am Leben?

Die Alte wurde seit zwei Jahren vermißt und war über 80 Jahre alt. Die Chancen standen schlecht. Der Jugendliche, 15 Jahre alt, war erst seit drei Monaten verschwunden, vielleicht von Zuhause ausgerissen. Daß er noch lebte, war gut möglich. Aber hatte er deswegen ein größeres Recht darauf, gefunden zu werden? Und hatte Lacer das Recht, so etwas zu entscheiden?

Ihm schien notwendiger, zunächst einmal zu zeigen, daß er wirklich jemandes Aufenthaltsort zu erkennen imstande war. Also wählte er den Jugendlichen:

Nathaniel, weiß, schlank, ca. 170 cm groß, rote Jacke, Jeans, weiße Turnschuhe, zuletzt gesehen am 14. Mai, sogar hier ganz in der Nähe.

Also gut, dachte er sich: Dann will ich zeigen, was ich kann! So bedurfte er einer Karte und sah sich um: Ein großer Stadtplan hing aus. Er trat heran und schaute, ob ihm etwas vertraut vorkam. Dabei flüsterte er immer wieder des Vermißten Namen, als handle es sich um eine Beschwörungsformel. Erst später erfuhr er, daß das gar nichts damit zu tun hatte. Zunächst suchte er die Straße, in der Nathaniel zuletzt gesehen worden sein will, da sollte sein Elternhaus

liegen. Als er die Straße endlich identifizierte, war die Sache klar: Seine Augen folgten der Straße nach Norden, dann in die Nebenstraße nach Westen, bis ganz ans Ende, da war ein Parkplatz. Von dort führte ein Weg in den Wald, über die Stadtgrenze hinweg, bis hin zu einem Park. Ein See war eingezeichnet. Er hatte sich dort mit Freunden getroffen, an diesem 14. Mai — sagte ihm eine Stimme im Kopf, lauter als jede Ahnung, von schriller Gewißheit. Und er war auch dort gestorben, an diesem 14. Mai. Er lag im See. Ganz sicher!

Verblüfft trat er zwei Schritte zurück und glotzte gegen die Wand mit der riesigen Karte. Woher nur wollte er all das wissen? Jeder Dahergelaufene kann mit dem Finger auf einer Karte einer Straße folgen und an einem x-beliebigen Punkt behaupten, daß dort etwas zu finden sey! In seinem Fall war es aber so, daß er – während seine Augen den Weg vorgaben – spürte, wie Nathaniel dort entlanggelaufen war. Er wußte sogar, daß er in Eile lief, nicht etwa ging, so als hätte er sich zu einem bestimmten Termin an diesem Tag verspätet. Dabei konnte Lacer nicht sagen, ob er nachts oder tagsüber zu diesem Park geeilt war, das war ebenso wenig aus der Vermißtenanzeige zu lesen. Es hatte aber auch keine Bedeutung. Denn alles, was er beitragen konnte, das war der Ort einer abhanden gekommenen Person. Alles Weitere – die Umstände des Verschwindens oder Todes – mußte jemand klären, der mehr davon verstand. Man würde das Geheimnis dann schon lösen, sofern man erst einmal den Vermißten gefunden hätte, ob nun tot oder lebendig.

Von der Pinnwand mit den Vermißtenfotos zog er einen Stecker heraus. Sofort glitt eines der Bilder zu Boden, genau in jenem Moment, da ein Polizeibeamter mit seinem Kaffee in der Hand den Flur betrat. Sie sahen sich an, und er schien

nicht erfreut zu sein.

„Was soll denn das? Sie können doch nicht ...“

Nun war Eile geboten: Lacer rannte zum Stadtplan, steckte den Pin in den See und suchte das Weite: „Dort finden Sie ihn! Nathaniel ist dort! Nathaniel ist dort!“ rief er panisch und eilte hastig die Stufen vor dem Polizeirevier hinab, daß er beinahe stürzte. Noch ehe der Beamte ihm folgen konnte, war er längst verschwunden.

Einige Nebenstraßen weiter ruhte er auf einer Haltestellenbank und atmete keuchend. Wie ein gesuchter Verbrecher kam er sich vor, und erst jetzt kam ihm in den Sinn, daß man ihn hätte identifizieren können. Der Polizeibeamte hatte ja Augen und ein Gespür für Verdächtige ohnehin. Und gab es in Polizeirevieren nicht auch Kameras? Er hatte sich nicht umgesehen ...

Jetzt wurde ihm erst recht bange und alles hing davon ab, wie er sich in seinem weiteren Vorgehen entscheiden würde: Undenkbar war, auf die gleiche Weise weiterzumachen. Er konnte doch nicht ununterbrochen ein Polizeirevier nach dem Nächsten aufsuchen, einen raschen Blick auf die Vermißtenfotos werfen und schnellstmöglich einen Pin auf die Karte setzen, nur um anschließend schreien davonzulaufen! Und würde das nach einer gewissen Zeit nicht auch verdächtig aussehen? Denn derjenige, der weiß, wo die Leichen sind, der ist ja meistens auch der Täter! Daß er sich zunächst auf Kinder und Jugendliche konzentrieren wollte, machte es nicht weniger verdächtig.

Auf dem Nachhauseweg dachte er darüber nach, ob sich nicht anonyme Zettel schicken ließen. Ja, jedes Revier erhielt drei Fälle „gratis“ gelöst, ohne daß er sich zeigen mußte. Aber wem würde dann der Ruhm für die Aufklärung der

Mord- und Vermisstenfälle zufallen? Wie konnte er erfahren, ob er recht hatte? Ob die Vermissten und Begrabenen tatsächlich gefunden worden sind? Ob er also wirklich eine Gabe besaß?

Und wenn es eine Belohnung gibt? Wie sollte die an ihn gehen, wenn er unsichtbar blieb? Schließlich mußte auch er von irgendetwas leben! — Später schämte er sich für den egoistischen Gedanken. Es beschämte ihn so sehr, daß er keinen Grund mehr sah, es geheimzuhalten. Warum auch? Wenn er wirklich so ein Wundermensch wäre, warum sollte er es dann nicht zeigen? Seine Künste vorführen und für Verblüffung und Erstaunen sorgen, wenn er – wie aus dem Nichts – reihenweise die Vermisstenfälle löst! Wäre er nicht der Held für alle Angehörigen? Seine verdammte Eitelkeit gewann die Oberhand. Ein paar Tage ließ er sich aber noch Zeit.

Kapitel 6

Es mußte Regeln geben, damit Lacer sich nicht zu lange an einem Ort aufhalte. Nicht, weil es verdächtig wäre, sondern damit die ganze Welt von seiner Gabe profitierte. – Zu diesem Zeitpunkt wußte er, wie gesagt, noch keineswegs, ob er wirklich war, für das er sich hielt. Von Katja oder Nathaniel, die er vermeintlich gefunden zu haben glaubte, erhielt er keine Bestätigung über deren Schicksal. Dennoch durchfloß ihn eine geradezu fordernde Gewissenhaftigkeit, allwissend zu sein. Nun, vielleicht nicht allwissend, aber für diese eine Zielgruppe doch „sehend“.

So dachte er sich aus, daß er in jedem Polizeirevier, also

einem pro Stadtteil oder Kleinstadt, nur drei Vermisstenfälle zu lösen helfe, wobei die Vermissten zunächst nicht älter als 20 Jahre sein dürfen. Er setzte sich diese Obergrenze, da er lieber den Kindern und jungen Leuten helfen wollte, statt den Alten, für die viel mehr Gründe ihres Verschwindens infrage kamen. Außerdem wären die Angehörigen für das Wiederauffinden ihrer Kinder vermutlich dankbarer, während abhandengekommene alte Menschen oft von Pflegeheimen gemeldet werden, alleine lebten. Sie wiederzufinden, wenn sie denn noch leben, würde viel seltener einen großen Angehörigenkreis bewegen.

Das alles klang selbst für Lacer faschistisch. Aber irgendwo mußte er eine Grenze setzen, sie war ja auch nicht in Stein gemeißelt.

Und bezüglich seiner Unkosten? War es zu vermessen, für einen gelösten Vermisstenfall fünfzig Scheine zu kassieren? Oder einhundert? – Immerhin würde er durch die Stadt und über Land reisen, von Revier zu Revier, und das kostet eben auch ein Bus- oder Zugticket, dazu Verpflegung. Als reisender Heiliger sah er sich schon und bildete sich sonst etwas vor dem Spiegel ein. Dabei war er ein vermessenenes Nichts, und seine Fähigkeiten keineswegs bewiesen!

Jeder echte Heilige wäre, so wie er gerade daherkommt, an die Vermisstentafel getreten und hätte alle Fälle gelöst, ohne eine Belohnung zu erwarten. Er wäre weitergezogen und hätte andernorts ebenso gehandelt. Auch das kann eine Motivation sein. Und wenn er Erfolg hat, wird sich eine Belohnung schon ganz von selbst einstellen!

Als er dann das erste Polizeirevier betrat, wurde Lacer sofort festgenommen. Sein Bild war in den vergangenen Tagen an alle benachbarten Polizeistationen verteilt worden:

Verdacht auf Kindesentführung. Bevor man ihn erklären ließ, sah er eine Ausnüchterungszelle von innen. Ganze zwei Stunden ließ man ihn alleine, wohl in der Erwartung, daß ihn das „weichkoche“.

Der Kommissar erschien zusammen mit dem Wachhabenden, als man den Gefangenen abholte und in ein separates Zimmer brachte. Das war alles sehr aufregend für ihn, jede Sekunde bedeutete einen Schwung neue Erfahrung. Und wie so ein Verhörraum aussieht, wußte er auch nicht. Dabei war es nur ein leerer Raum mit einem Tisch und zwei Stühlen. So wenig Mobiliar wie nötig. Ein Bügel am Tisch ermöglichte das Befestigen von Handschellen.

„Entschuldigen Sie den rauhen Umgangston, mein Bester“, sprach der Kommissar selbstbewußt und gelangweilt zugleich. Er schien auch müde zu sein, immerhin ging es gegen Elf in der Nacht. Lacer hielt das Adrenalin wach, während es für sein Gegenüber Routine war.

Gerade wollte er fragen, was er mit dem rauhen Umgangston meinte, da kam er ihm zuvor: „Wir haben Sie“, schloß der Kommissar den Fall zuversichtlich ab: „Sie dachten wohl, daß wir Perverse wie Sie niemals fassen, nicht wahr?! Es war ein Fehler, sich zu zeigen; die Karte zu markieren.“

„Haben Sie Nathaniel gefunden, Herr Kommissar?“ öffneten sich seine Augen zuversichtlich. Das war es, worauf er gewartet hatte – eine Bestätigung seiner Fähigkeiten.

„Keine zwei Stunden später, mein Bester! Jetzt reden wir über die anderen.“

„Die anderen?“ schluckte er, denn es fühlte sich zunehmend gefährlich an. Instinkt sagte ihm, daß jedes Wort das Letzte bedeuten konnte. Dachten die etwa . . . ?

„Moment mal!“ schrie er auf, daß der Wachhabende ein-

satzbereit aufstand: „Ich bin nicht Ihr Täter!“

„Was denn dann? Wollen Sie behaupten, Sie seien nur Augenzeuge?“ – Der Wachhabende grinste über den trockenen Humor seines Vorgesetzten. Derselbst lockerte sich erst einmal die Krawatte und sah sich um, als würde er einen Kaffeebecher in Griffweite erwarten. Vielleicht dachte er, er sey an seinem Schreibtisch. Es soll ja vorkommen, daß überarbeitete Angestellte überall nur noch das sehen, vor dem sie sich tagein-tagaus scheuen. Lacer empfand Mitleid mit ihm. Dabei hatte er noch nicht einmal die Höflichkeit sich vorzustellen.

„Also was ist jetzt?“ fuhr er den Verhörten entnervt an und hielt einen Bleistift bereit. Es war nicht schwer zu erkennen, was in ihm vorging. Offenbar hatte er nicht selten mit Kindermördern, Entführern, Vergewaltigern und Mördern zu tun, also einer von der harten Sorte. Aber mit den Jahren stumpft jeder ab, und jeder Verdächtige wird sofort Staatsfeind Nummer Eins. Dem gewöhnlichsten Gesetzesübertreter will man für die unerklärlichen Übel der Welt verantworten. Umso wichtiger erschien Lacer sein wunderbeseeltes Zutun.

Auch in ihm hatte er so einen ekelhaften Gesetzlosen erkannt, unmoralisch und widerlich, zu nichts nutze, und darüber hinaus – als wäre es nicht genug, dem Staat auf der Tasche zu liegen – von Schadhaftigkeit gegen das unschuldige Volk. Als würde der Verdächtige nicht nur sich selbst in den Abgrund reißen wollen, sondern so viele seiner Mitmenschen wie möglich auch noch. Unweigerlich dachte Lacer an den Spinner vom Bahnsteig und dessen bestürzende Gemeinheit.

„Weder noch, Herr Kommissar. Ich bin weder Täter noch

Augenzeuge!“ wiederholte er betont.

Der Kommissar sah erst den Wachhabenden an, dann ihn, so als wollte er ausdrücken: „Na, auf die Geschichte bin ich gespannt.“

Jetzt war sein Moment gekommen; jetzt würde er von seiner Gabe erzählen; die Offenbarung, allen Bürgern nur Gutes tun zu wollen. Er wußte auch: Das würde man ihm nur glauben, wenn er seine Tatkraft immer und immer wieder unter Beweis stellen würde.

„Ich habe keine Ahnung, was passiert ist. Was ich Ihnen anbieten kann, ist Hilfe beim Auffinden vermißter Personen.“

Da dämmerte es den beiden Beamten: „Nicht noch so ein Hellseher! Wissen Sie noch?“ wendete er sich an den Kommissar, „Vor zwei Jahren in den Hügeln? Dieser Spinner mit den Pyramidensteinen, die er gegeneinanderrieb, damit der die Toten würde rufen hören können?!“ – Er lachte eine ganze Weile, bevor er wieder zu sich kam. Und der Kommissar ergänzte ernst: „Ja, der war auch zu nichts nütze: Ging im Land umher und scheuchte unsere Suchmannschaften kilometerweit, weil er meinte, eine Spur entdeckt zu haben. Am Ende waren es kosmische Einflüsse, die seine Fähigkeit störten. Gefunden haben wir den Toten nie.“

Dann sah der Kommissar noch ernster auf Lacer, vielleicht etwas ehrfürchtig. Der Kommissar brauchte nicht zu reden, er verstand jeden Gedanken: „... Aber Sie dort ... – Sie sind etwas anderes. Sie rätseln nicht herum, Sie gaukeln niemandem etwas vor. Sie finden einfach, was gesucht wird.“

Der Kommissar streckte dem Wachhabenden seine Hand entgegen, der gab ihm die Schlüssel für die Handschellen,

die man mir anschließend abnahm. So weit, so gut, dachte Lacer: Sollte er jetzt höher pokern?

„Der erste Fall war gratis“, posaunte er selbstsicher heraus, „Für die nächsten beiden berechne ich je hundert Scheine.“

„Was bilden Sie sich ein?“ stapfte ihm der Wachhabende wutentbrannt entgegen, als wollte er mit ihm zusammengeraten. Lacer ließ es kalt:

„Ich will Anonymität und ich werde nicht mehr als drei Fälle pro Revier lösen.“

„So, so“, murmelte der Kommissar und wippte mit dem Kopf, vor dem er die Hände verschränkt hielt. Das konnte Erfolg versprechen oder mächtig nach hinten losgehen: Würde er jeden Augenblick ebenso aufspringen und ihm eine reinhauen? Würde er ihn verjagen und mit Platzverbot drohen? Aber er wußte auch, daß ihn der Fall Nathaniel nicht losließ. Er mußte denken: „Wenn *er* nicht der Täter ist (wovon ich noch überzeugt werden will!), und auch kein Augenzeuge, wie er behauptet ... – dann könnte etwas dran sein. Einen sonderlich bedrohlichen oder verdächtigen Eindruck macht er ja nicht ...“

Und noch ein weiterer wichtiger Gedanke muß sich angeschlossen haben: Was schadet es, ihn gewähren zu lassen? Soll er doch sein Glück versuchen! Im schlimmsten Fall macht er sich lächerlich und kostet uns Zeit. Aber wenn er recht hat, und auch nur eine dieser armen Seelen von meiner Wand erlösen kann, dann will ich es nicht unversucht lassen!

Kapitel 7

Der Kommissar verschwendete keine Zeit und empfand einen Test als angemessene Möglichkeit. Dabei hatte Lacer ihm meine Bedingungen genannt. Wenn er ihm dabei zuhörte, fühlte er sich selbst schon wie der Dschinn aus der Lampe, der auf die Endlichkeit von nur drei Wünschen hinweist.

Als der Polizist wieder ins Zimmer kam, trug er eine Akte vor sich her, daraus zog er das Porträt eines mittelalten Mannes und legte es auf den Tisch. Lacer beugte sich über das müde Gesicht mit dem bereits grauenden, zerzausten Bart:

„Der hier wird nicht vermißt“, war seine Antwort auf die höhrende Prüfung und fühlte sich dabei so ungezogen und verwegen, als würde er den Tee eine Minute länger als auf der Schachtel vorgeschrieben ziehen lassen.

„Es ist gut, daß Sie mich unterschätzen — allerdings schlecht, es Ihnen zu offenbaren. Aber wenn Sie mich auch bisher unterschätzt haben, werden Sie auch diesen Vorteil nicht zu nutzen wissen.“

„Hm?“ sah der Kommissar träumend auf, als ginge ihm viel durch den Kopf.

„Und jetzt? Können wir aufhören mit den Spielchen?“

„Lassen Sie ihn gehen“, murmelte er seinem Kollegen zu, und der Verdächtige, dessen Namen man noch nicht zu erfragen fortgeschritten war, ward schneller aus dem Zimmer gestoßen als er begriff. Ein anderer Kollege nahm ihn in Empfang, erhielt seine Anweisungen und begleitete den verblüfften Lacer bis vor das Revier. Was war denn nun?

Stauend stand er vertrottelt nun da, wahrscheinlich

ebenso unfähig wie die Herren im Inneren des Reviers. Vielleicht hatte er ein Geschenk angeboten, das so gewaltig war, daß es niemand verstehen konnte oder wollte. Immerhin klang seine Ehrlichkeit dergestalt, als würde er die Lösung aller Menschheitsprobleme anbieten. Nur, daß er allein einem einzigen Aspekt zuträglich würde sein können – dem Auffinden vermißter Personen.

Das ist doch schon was!, dachte er sich: Zurecht! Wer wäre denn nicht glücklich, in kalten Kriminalfällen ohne Spur weiterzukommen, oder seine Liebsten wieder glücklich in die Arme schließen zu können? War er zu weit gegangen? Versprach er gar etwas, das er nicht halten konnte? Ein Messias ist er ja auch nicht, und wollte so auch nie gesehen werden.

Was er feilbot, war weitgehend selbstlos. Weitgehend, sagt er sich, denn er verlangte ja immerhin eine Prämie. Aber auch der Selbstlose muß von irgendetwas leben, und eine Gebühr von nur hundert Scheinen ist nicht vermessen, wenn es um das Auffinden von Vermißten geht. Das ist so viel wie ein neuer Rasenmäher oder ein Geschirrservice. Für wahr, das ist nicht viel!

Und nun stand er vor dem Gebäude, aus dem man ihn hinausbefördert hatte; offenbar aus Unverständnis und spirituellem Unwillen. Wie wäre er auf einen zu sprechen, der daherkommt und behauptet, er könne durch Handauflegen Kranke heilen? Würde so einer nicht dasselbe wie er tun, nur daß er nicht vor Polizeistationen, sondern Krankenhäusern hausiert? Nur eine begrenzte Anzahl Fälle! Und eine kleine Gebühr bitteschön!

Anonymität würde auch derjenige fordern! Wenn es sich nämlich herumspricht, wäre er vor Hunderten Pilgern nicht

mehr sicher, die von ihrem Gebrechen geheilt werden wollen. Und müßte nicht auch derjenige sich entscheiden, ob er erst die Kinder, oder erst die todgeweihten Alten heilt?

Vielleicht war Lacer dieser Tage der Welt und seinen Erwartungen voraus; vielleicht war noch kein Kommissar in diesem Land auf das gefaßt, was er ihnen anbieten konnte. Das ist in Ordnung, dachte er. Was ihm bleibt, ist, es weiterzuversuchen.

Schon zwei Tage darauf, an einem schönen Abend, stand er vor dem nächsten Revier, weise bedenkend, ob er abermals würde festgenommen werden. Er wagte den Schritt – und nichts geschah. Immerhin hatte er sich besser vorbereitet:

Als er im Foyer stand – die Polizeistationen waren erstaunlich gleichartig aufgebaut –, fand er sich sofort zu recht: Zielstrebig ging er auf aushängende Vermißtenbilder zu, die man gut sichtbar an einer Trennscheibe befestigt hatte. Die Sorgfalt der Befestigung mit Klebestreifen schien entsprechend der Hoffnung sortiert zu sein. Diesmal nicht nur weggelaufene Kinder, sondern auch gesuchte Kriminelle, Bankräuber und dergleichen. Auch zu dieser Möglichkeit würde er sich eines Tages einigen müssen: Half er ausschließlich bei der Suche Vermißter, oder auch beim Verbrecherfang? Bislang habe er es nicht versucht, warum sollte er nicht auch bei denen wissen, in welchem Loch sie sich verkriechen?

Zehn Minuten später reihte er sich am Schalter ein, der diensthabende Beamte hatte noch etwas zu besprechen. Dann kam Lacer an der Reihe. Er trat tapfer vor und legte einen Stadtplan auf den Tisch, dazu drei Vermißtenporträts, die er von der Wand abgenommen hatte. Gerade wollte der

Beamte, der die Bilder freilich sofort erkannte, über sein Vorgehen zetern, da kam er ihm zuvor:

„Auf der Karte habe ich hier, hier und hier eingekreist, wo sie diese Personen finden können. Dies ist nicht mein erster Kontakt mit der Polizei in so einer Angelegenheit. Deshalb halten wir es wie folgt: Sie finden diese drei Kinder, dann reden wir über mein Honorar. Sie fragen nicht nach meinem Namen, sie fragen nicht nach meiner Informationsquelle. Finden Sie erst die Kinder.“

Schweigend zog sich der Beamte die Karte vor sich und schaute darauf. Drei Kreise, daran jeweils eine Ziffer. Dieselbe Ziffer neben den Seiten mit den Vermißten. Diesmal war es besser.

Zwar legte der Beamte seinen skeptischen Blick nicht ab, aber er verstand die Ordnung der Dinge. Priorität hatte die kleinste Chance, die Vermißten wiederzufinden. Ob der vor ihm stehende Fremde der Täter sey oder worin seine wahren Absichten lagen, blieb zweitrangig. So wollte er es und so wollte er verstanden werden.

Er nahm ein Telefon zur Hand und rief eine Streife an, die sich in einem betreffenden Stadtteil aufhielt. Dasselbe machte er beim zweiten Fall. Für den dritten Vermißten rief er nach seinem Kollegen, der sollte ins Umland fahren. Zwei der Kinder waren seit vier Wochen vermißt; eines befand sich nach Kartenkennzeichnung unter einer Brücke im Industrieviertel, das andere im weiten Garten eines Vorortes, dort, wo die Reichen wohnen. Der Dritte, ein seit erst sechs Tagen vermißter 12jähriger, der nach der Schule nicht nach Hause kam, war eingekreist worden auf einem Bauernhof, einige Kilometer vor der Stadt. Lacer wagte sich nicht auszumalen, wie er dahin gekommen ist. Oder wer

jetzt bei ihm war. Ein perverser Entführer? Die Leiche im Garten verscharrt? Oder als Sklave im Keller angekettet? Was würden die Beamten vorfinden? – Er wußte es nicht, und hielt es auch nicht für seine Aufgabe es zu wissen. Das überließ er guten Gewissens den anderen.

Auf einer Bank wartete er unruhig im Foyer, neben ihm eine auf ihn achtgebende Polizistin, die selbst nicht recht wußte, was sie mit ihm anfangen sollte. Auf Handschellen verzichtete man, aber sie fragte sich gewiß, ob er der Täter sey. Das würden sich alle Polizisten, auch in Zukunft, fragen, obwohl klar war, daß keiner der drei Fälle etwas mit dem anderen zu tun hatte. Nun galt es abzuwarten.

Dann die Rückmeldung – nach nur einer halben Stunde. Der Erste war gefunden, und der Seher atmete auf. Im Funk hörte er die aufgeregte Stimme des Beamten und sein wiederholtes Rückfragen, woher die Information plötzlich gekommen sey. Leider war es so, daß man unter Büschen, Laub und Unrat eine Leiche fand, wenn er richtig hörte. Die Beamtin, die neben mir Aufstellung genommen hatte, zeigte Anspannung. Ein totes Kind, von dem Lacer auf den Meter wußte, wo es sich befand? Das sah selbstverständlich nicht gut aus – was sollte es auch anderes?

Eine weitere Stunde später meldete sich eine Streife aus dem Industrieviertel zurück. Die nahenden Sirenen hatten wohl für Furore gesorgt und eine Bande Jugendlicher auseinandergetrieben, die sich in einem leerstehenden Lagerhaus eingerichtet hatte. Die beiden Beamten konnten nur noch beobachten, wie eine Handvoll Kinder sich verteilte, als habe man eine Gruppe Silberfischchen auf dem nächtlichen Weg zum Badezimmer aufgescheucht. Vielleicht war der Gesuchte darunter, vielleicht auch nicht. Der Verzicht auf

Fingerspitzengefühl war eben Pech, aber sich nicht Lacer als Fehlschlag in Rechnung zu stellen! (Hatte dieses Revier jetzt einen Versuch frei?) Allein, daß sich genau dort eine Gruppe Personen aufhielt, deren Durchschnittsalter dem gesuchten Jungen entsprach, nahm er als Bestätigung seiner Fähigkeiten bereitwillig an.

Während man auf eine dritte Rückmeldung wartete, gingen Lacer – endlich – schauerliche Gedanken durch den Kopf: Denn es war ja nicht normal, was er konnte! —

Will man von Magie reden? Von einer absurden biologischen Mutation? Von einem Gottgeschenk? Oder ist es schlicht Raterei mit ganz viel Glück?

Wer weiß? Wenn er auf einer beliebigen Straßenkarte ein Kreuz setze – würde man an dieser Stelle nicht immer jemanden finden, der tot oder auf der Flucht ist? Nun bestand ja die Kunst darin, genau denjenigen zu finden, der auch als vermißt gemeldet worden war. Und jetzt erst stand ihm vor Augen: Was du kannst ... das ist unheimlich! Und mit jedem erfolgreich gelösten Vermißtenfall würde es unheimlicher werden, insbesondere, wenn sich das herumspricht!

Bald besann er sich aller Vermißten, die absichtlich verschwunden sind. Es gibt ja Ausreißer, die sind vor häuslicher Gewalt geflohen; oder Mütter, die wollen wegen eines Sorgerechtreits ihr Kind nicht an den Partner verlieren – die verbergen sich, um nicht gefunden zu werden. Was ist mit Kriegsgefangenen, die man in Arbeitslagern geheim halten will? Viele Menschen lösen hinter sich alle Kontakte, um ein neues Leben anzufangen, ganz zu schweigen von entflohenen Sträflingen. Von denen wäre, bis auf die Polizei, sicher niemand dankbar, gefunden zu werden! Würde Lacer sich mit fortwährender Tätigkeit nicht selbst zur Zielschei-

be machen? Und würde er mit seinem Tun wirklich immer helfen?

Angenommen, ein Regime erstellt eine Liste mit nicht mehr auffindbaren politischen Gegnern, die sich zurecht im Untergrund verborgen halten. Würden ihm die Namen der Liste als tragische Schicksale präsentiert (oder würde er zur Auskunft gezwungen), wäre durch ihr unbeabsichtigtes Auffinden deren Leben in Gefahr! Und Lacer hätte schuld! Daß seine Fähigkeiten also mißbraucht werden konnten, darüber sollte er sich umgehend bewußt werden!

Zwei Stunden vergingen wie im Flug. Dann schreckte jedermann auf über den eingehenden Funkspruch. Noch aufgeregter als zuvor meldete der Beamte, daß er mithilfe einer zweiten Streife in ein Bauernhaus eingedrungen sey, aus dem man auf sie geschossen hätte, gleich nachdem sie auf den Hof vorgefahren waren. Sie überwältigten zwei Männer, schossen einen lebensgefährlich an – und retteten ein mißbrauchtes Kind, kaum noch am Leben. Nach dieser Meldung schloß Lacer die Augen und besann sich auf die guten Dinge des Lebens: Die Unbeschwertheit in den freien Tagen seiner Jugend. Die wenigen naturbelassenen Orte, die er zum Wandern aufsuchte. Das Glück über Kultur und Kunst, beide in ihrer Innovation und Ästhetik dem Menschen Jedermannsgewürz. Auch die Beamtin, die hinter ihm gewacht hatte, legte unbemerkt ihre Hand auf seine Schulter und kniff sie angesichts der spannenden Erkenntnisse zu, bis ihm die Haut schmerzte.

Seine Mission war erfüllt; er mußte weiterziehen. Das Schicksal der Geretteten ging ihn weiter nichts an, sein geringer Beitrag war geleistet worden. Vergessen jeder Aufruf nach Entlohnung. So erhob er sich, löste sich aus der Be-

amtin Handauflage, die letztlich nachgab, sowie sie seine Wundertätigkeit anerkannte. Gleich einer Gruft, so schweigsam, war es an diesem Abend auf dem Revier geworden, wendete er ihm zum Abschied den Rücken zu, nahm seine Jacke von der Stuhllehne und begab sich zum Ausgang.

„Nach wie vor lege ich großen Wert auf Anonymität“, resümierte er ernst, ohne sich umzudrehen: „Wenn Sie also gefragt werden, woher sie all das wußten ...“

„Ein Tip von Unbekannt“, bekannte ein Polizist. – Jedes Wort formte Fassungslosigkeit. Lacer nickte, und ging.

Kapitel 8

Ob er auch heute wieder richtig gehandelt hatte? Was ist richtig? Bei zu vielen Gelegenheiten wähnt man sich im moralisch richtigem Handeln, bis man von jemandem die Augen geöffnet bekommt – oder selbst die Perspektive ändert. Aber was sollte falsch am Auffinden Vermißter sein? – Ein Totenbeschwörer, mit der Fähigkeit die Verstorbenen ins Leben zurückzurufen, hätte dieselbe Frage stellen können. Für den hätte Lacer allerdings sogleich eine Antwort parat gehabt.

Grübelnd ging er zu Bett, grübelnd wachte er auf. Die Tage verstrichen, ohne daß er sich irgendeinem Polizeirevier näherte. Sein Zuhause, seine Wohnung, wurde zu einer philosophischen Höhle, in der er, der neu erkannte Schamane, den Rat der Geister erhoffte. Nun, Geister zeigten sich keine, aber er kam auf folgenden beängstigenden Gedanken: Was, wenn diese Gabe der Preis für die Errettung der jungen Frau ist? Und bedeutete das nicht weiter, daß er an eine

Gottheit glauben sollte, die all das mit Grund und Interesse beobachtete? Würde ihm die Gabe wieder entrissen, wenn er sie mißbrauchte?

Eine Weile verließ er nicht das Haus. Schließlich fehlte es ihm an frischen Lebensmitteln und er vermißte das Sonnenlicht. Beide Bedürfnisse überwogen die eingebildete, an den Haaren herbeigezogene Ehrfurcht.

Derweil ereigneten sich abseits von unserem Helden Dinge, die der Seher nicht zu sehen fähig ist.

Alles beginnt wenige Stunden, nachdem sich die größte Aufregung im Polizeirevier gelegt hatte. Während der Kommissar mit einigermaßen klarem Kopf um die vorgeschriebene Protokollierung der Geschehnisse bemüht war (ohne zu sehr in wunderliche, unsachliche Ausdrücke abzugleiten), sind die jungen Kollegen trotz Anweisung um vorbehaltliche Verschwiegenheit so aufgebracht, als wäre ein Ufo im Hinterhof gelandet – und sie dürften es niemandem erzählen.

Der jungen Leute Übermut führt zu Tratsch, denn die Ereignisse bieten an, sich damit vor nicht eingeweihten Kollegen wichtig zu machen. Als der Tratsch schließlich bis in den Flügel mit den Ausnüchterungszellen vordringt, kommen die Worte auch einem einsitzenden Gefangenen zu Ohren. Für ihn sind keine gesonderten Maßnahmen vorgesehen, denn die Polizisten wissen nicht, daß er nebenbei als Informant von der lokalen Mafia, dem sog. Grani-Clan, bezahlt wird.

Wie die Tage dahingehen, kommt der Informant frei und begibt sich bei nächster Gelegenheit in sein altes Viertel. Bald darauf trifft er sich mit Mitgliedern des Clans, und dessen Anführer, Polito Grani.

Kaum ist die Begrüßung überstanden, kann der Informant mit der Neuigkeit nicht länger stillhalten: Was er gehört hat, gibt er wieder, die Unglaublichkeit, die Treffsicherheit, das Magische seines Sehens. Wenn er nun die Vermißten sehen kann, gibt der Informant zu bedenken, dann vielleicht auch die Toten?

Polito wird sogleich unruhig und scharrt seine Totengräber um sich. Die sollen versichern, daß alle „Entsorgten“ auch nie gefunden würden. Ihm geht es nicht um die kleinen lästigen Lokalredakteure, die zu neugierig gearbeitet, sich während ihrer Berichterstattung im Ton oder der Wortwahl vergriffen haben; oder Mitglieder anderer Clans. Polito fürchtet um das Aufreißen alter Wunden – wenn vermißte aufstrebende Politiker mit ihrer unbestechlichen Agenda und Staatsanwälte wieder Thema in den Nachrichten werden sollten.

Und es waren nicht wenige in den vergangenen 25 Jahren seiner Herrschaft, gerade so viele, daß sich ein eigener Friedhof damit hätte füllen lassen. Ganz klar: Der einfachste Weg wäre auf Nummer Sicher zu gehen: Den Wunderknaben unverzüglich zu erledigen, noch ehe er zu Wort kommen kann. Für einen Mann wie Polito Grani ist die Anweisung zu einem weiteren Auftragsmord mit der Zeit so alltäglich geworden wie das Wählen einer Telefonnummer. Der Nummer des Killers. – Nur wie heißt der erstaunliche Seher? Der Informant kann es ihm nicht sagen.

Und so bleibt er momentan noch im Dunkeln; bleibt anonym, wie er es für seine Dienste einfordert. Doch die Aufmerksamkeit richtet sich auf Lacer. Dabei war es unser Held selbst, der die Popularität immer wieder herausforderte!

Endlich hatte er sich so weit besonnen, um sich auf ur-

sprünglichen Ideale zu berufen: Denen zu helfen, denen keine Hilfe zukommen kann. Ganz einfach, weil niemand weiß, wo sie sind.

Im Autoatlas wählte der entschlossene Lacer ein kleines Kaff gut eine halbe Stunde entfernt von daheim. Gerade so groß für eine Polizeistation, wie er sich anhand der Symbole in der Kartenlegende versicherte, doch auch so klein, daß er seine Anonymität würde bewahren können.

Ungeschickt wie bisher fuhr er dorthin und betrat das Gebäude ohne Zögern, als wüßte er um das Risiko seines Tuns. Da war eine Tafel mit Aushängen gleich hinter der Tür. Ein junger Beamter hatte unverzüglich ein Auge auf ihn. Eine Polizeistation, so unbedeutend sie auch sein mag, betritt man schließlich nicht grundlos, und schon gar nicht ohne Gruß. Es ist ja nun wirklich kein Bahnhof.

Lacer wurde nervös, ließ sich aber nichts anmerken. Konzentriert schaute er sich das Gesicht einer vermißten Frau an: Beatrix, 44 Jahre, Mutter, gelbes Kleid, schwarze Haare. Ein gelbes Kleid sollte Augenzeugen doch auffallen! War es dem Entführer vielleicht auch. Vermißt seit zwei Wochen. Besuchte eine Ausstellung in der Stadt, fuhr danach mit ihrem Geländewagen in den Vorort zurück. Seitdem nicht mehr gesehen. Nicht einmal das Auto.

Während des Lesens fiel ihm auf, daß der erste Beamte nunmehr einen Kollegen zugezogen hatte. Beide tuschelten. Dann machten sie den ersten Schritt:

„Kann ich Ihnen helfen?“ stand der Polizist plötzlich neben ihm. Der Ernst seines Gesichtsausdrucks weckte unangenehme Erinnerungen an den Kommissar. Waren seine Dienste in der Tat so unerwünscht, daß er sich stets wie ein Verbrecher fühlen mußte? Oder ist das ganz allgemein mit

dem Betreten der Höhe des Löwen verbunden?

„Wissen Sie . . . , vielleicht kann ich *Ihnen* helfen.“ – Dabei zeigte er auf das Porträt der Frau.

„Er ist es!“ rief der Polizist so laut, daß Lacer zusammenfuhr. Ehe er sich versah, stand er an der Wand und wurde durchsucht. Aber damit hatte er gerechnet. Nichts, das er bei sich trug, würde auf seine Identität hinweisen.

„Ich . . . , ich will Ihnen . . . “ – man ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern führte ihn in ein separates Zimmer. Auf Handfesseln wurde verzichtet. Ob sich im Polizeifunk herumgesprachen hatte, daß er wunderlich aber harmlos sey? Hatte man allen Kollegen sein ungefähres Erscheinungsbild angekündigt?

Lange ließ man ihn jedenfalls nicht warten:

„Name?“ platzte der erstbeste Beamte herein und setzte sich vor ihn an das Tischchen. Schon wieder ein Verhör – also bitte. Ein Zweiter stellte sich in die Zimmerecke, den strengen Blick gepachtet, und hielt Zettel und Stift bereit.

„Sehen Sie . . . “, begann Lacer friedlich, „. . . Für das, was ich Ihnen anbieten kann, brauchen Sie meinen Namen nicht zu wissen.“

„Name?“ wiederholte der sture Bock mit erhöhter Stimme. Ob er sich, anstatt auf Vernunft zu besinnen, an die zahllosen Krimi-Serien im Fernsehen erinnerte, in denen die Klischees vorherrschen? Insonderheit das Klischee, daß die Guten allein durch die Dummheit der Bösen gewinnen? Wie konnte er ihm verständlich machen, daß es so nicht laufen würde? Daß er nicht für sie, die Polizisten, hier wäre, sondern als Anwalt der Vermißten?

„Weshalb bedrängen Sie mich?“ – Er ließ das Schweigen wohlthuend reifen: „Wollen Sie denn nicht, daß die vermißte

Frau gefunden wird?“

Das konnte sein Gesprächspartner, wenn er seiner inneren Moral zufolge tatsächlich Polizist war, unmöglich verneinend beantworten. Dabei unterdrückte Lacer diesmal das ihm eigentlich gegebene Versprechen, ungeschönt auf das zustehende Honorar hinzuweisen.

Als der Verhörte die aufgezogenen Augenbrauen wieder entspannte, erhielt er seine Antwort:

„Haben Sie denn etwas mit ihrem Verschwinden zu tun?“ — Beinahe handzahn erschien seine Frage jetzt. In Aussicht auf ein echtes Wunder (das Lacer selbst noch zu verstehen lernte), legte er Professionalität ebenso zur Seite wie Glauben oder Aberglauben. Er ließ sich auf diese eine Möglichkeit ein, durch die er nicht mehr verlieren konnte, als die Zeit mir zuzuhören.

Lacer schüttelte mit dem Kopf und machte ein mitfühlendes Gesicht. Etwa so, als verstünde er die Hoffnungslosigkeit der Vermißten oder das Leid der unwissenden Familie. Es wird stimmen: Die Unkenntnis muß ungleich drückender sein als die Gewißheit vom Tod der geliebten Person: Von wem man nichts weiß, mit dem fiebert man Tag um Tag mit, erwartet den einen Anruf von der Polizei oder das unverhoffte Klingeln an der Haustür, um einem vertrauten Rückkehrer gegenüberzustehen.

„Was ich jetzt von Ihnen brauche, ist eine Karte und die Zusage über Anonymität und freien Fortgang. So und nicht anders. Vor diese Wahl werde ich alle Beamten wie Sie stellen. Alles, was Sie jetzt noch entscheiden müssen, ist: Was ist Ihnen wichtiger? Das Auffinden der Vermißten? – Wobei ich nicht versprechen kann, ob es eine glückliche Familienzusammenkunft geben wird, oder eine Beerdigung. Oder

wollen Sie mich weiter mit Fragen festhalten, die zu beantworten mich ohnehin nicht als Täter ausweisen werden?“

„Warum sollte ich nicht beides bekommen? Sie verhören, nachdem Sie uns geholfen haben?“

Lacer beugte sich zu ihm vor und flüsterte selbstherrlich: „Weil Sie dann beides verlieren werden.“

Nun endlich schien er sich überzeugt zu haben. Auf Geheiß des Obersten brachte man eine Karte – von der Kleinstadt und den Höfen in nächster Lage. Kaum lag das Papier auf dem Tisch, wischte er sie fort:

„Die reicht nicht. Beatrix ist viel weiter weg!“

Jemand brachte einen Straßen-Atlas, er blätterte und schlug jene Seite auf, an dessen linken Rand unser Standort lag. Jetzt spähte er genauer, fuhr die Hauptwege mit den Augen nach, in der Hoffnung, daß sich instinktiv etwas würden regen können. Nur – worauf hatte er diesmal zu achten? Ein grauer Fleck vor seiner Pupille, der sich am Tatort festsetzte? Oder würde der Name einer Ortschaft eine unbewußte Erinnerung auslösen? – Jedoch, die Karte stimmte nicht: Alles war fremd, ungenau, ihm gleichgültig.

So blätterte Lacer vor und zurück, nach Westen und Osten, übersprang einige Seiten für die anderen Himmelsrichtungen. Da endlich, an der Grenze zum Nachbarstaat, kam sein Auge von einer seltsam S-geformten Flußschleife nicht mehr los, so als würde der Blick mit einem Gummiband um diesen Punkt zurückgeworfen. Eine Eisenbahntrasse verlief in der Nähe, aber kein Dorf im Umkreis von neun-zehn Kilometern.

Er nahm den auf dem Tisch liegenden Kugelschreiber und zeichnete einen Kringel ins Blaue. Neugierig hatten drei Beamte seine Handgriffe verfolgt, und sobald er die

Markierung gesetzt hatte, zog der Mann die Karte zu sich, darüber grübelnd. Dann schaute er auf und blickte Lacer skeptisch in die Augen. Genausogut hätte er mit der Wünschelrute in der Hand im Wald stehen können.

Daraufhin öffnete er seine Hände und lehnte sich gelassen zurück:

„Was schadet es, dort nachzusehen?“ – Der Polizist wußte es nicht. Er mußte recht haben, so selbstsicher wie er auftrat. Und wie würde es nun weitergehen? Abermals Arrest?

Wie beim letzten Mal wollte man auf Sicherheit setzen: Ihn im Revier behalten, bis die dargelegte Angabe überprüft sey. Aber das würde dauern.

Spät war es geworden. Ob an diesem Abend noch ein Ergebnis zu erwarten wäre? Die Anwesenden gähnten sich gegenseitig ins Gesicht. Um das Schweigen zu durchbrechen, fragte Lacer schließlich, ob es noch andere Fälle von Vermißten gäbe, zu denen er seine Hilfe hätte anbieten können. Da man ihm aber noch nicht einmal den ersten Hokus Pokus abnahm, antwortete zunächst niemand. Nach einer Weile drängte es einen rangniedereren Beamten doch zu antworten:

„Nicht in unserem Amtsbereich.“

Seine Nervosität beruhigte sich mit Lacers Zunicken. Sodann bat er forsch um seine Entlassung, und durfte tatsächlich gehen.

Kapitel 9

Es geschah, daß sich das Schauspiel an verschiedenen Orten wiederholte. In den meisten Fällen betrat er das Revier, be-

schaute die Vermisstenanzeigen, nahm Kontakt auf, zeigte seine Eingebung auf einer Karte – und ging. Ausnahmslos immer wollte man die Quelle für sein Wissen genannt haben. Und wie er antwortete, so belächelte man ihn als weiteren erfolglosen oder zumindest von Glück und Zufall abhängigen Hellseher im Dienst der Polizei. Ob sich das Belächeln in Bewunderung kehrte, ließ sich nur selten feststellen. Denn meist blieb er gar nicht so lange. Einige Male durchsuchte man ihn, führte ihn ab, verhörte ihn und drohte mit Gesetzesparagrafen, wonach er die Herkunft seiner Kenntnisse offenlegen sollte, andernfalls man ihn als Tatverdächtigen behandle. Doch in keinem Fall ließ sich ein Zusammenhang feststellen – wie auch? – und man ließ ihn ziehen.

Sein Weg führte von Polizeistation zu Polizeistation, und immerfort fragte man nach seinem Namen. Im Wert seiner Hilfeleistung nannte er ihn nie, bat stattdessen wiederholt nach Verständnis für seinen Wunsch auf Anonymität. Angesichts seiner mutmaßlichen Erfolge wäre das nicht zu viel verlangt, bildete er sich ein.

Selbstverständlich eilte ihm sein Ruf irgendwann voraus, und im Bestreben, seinen Namen doch auf die Schliche zu kommen – als ob denselben endlich zu protokollieren irgendetwas für die wiedergefundenen Personen bedeutet hätte – lauerte man ihm auf, folgte ihm, daß er eilen mußte davonzukommen, und es von Mal zu Mal schwieriger wurde. Im Verdecken seines Namens dem Rumpelstilzchen gleich, war es ihm!

Je mehr er seine helfende Gabe anwendete, desto auffälliger und interessanter wurde er, wurde unter den Polizisten zum ersten Gedanken bei ganz neuen Entführungsfällen,

wohlwissend die Blamage in Kauf nehmend, daß sie ihre Arbeit nicht angehen werden, solange er ihnen auf Anhieb den Standort zeigen kann. Und wenn er einmal ein Revier betrat, das in der Region keine vermißten Personen zu vermelden hatte, da begrüßte man ihn hin und wieder mit der Vorlage einer Kartei von einer benachbarten Polizeistation. So sorgte man ohne sein Wissen dafür, daß er die jeder Station versprochenen drei Fälle auch optimal ausnutzte. Der Dschinn mit seinen drei Wünschen – und wenn einer keinen hat, dann werden die fehlenden von anderen aufgefüllt!

Eines Tages kam ihm ein Beamter mit einem verrückten Vorschlag: Der Bearbeitung historischer Vermißten- und Mordfälle. Fälle, in denen Berühmtheiten auf kuriose Weise verschwanden und nie wieder gesehen wurden. Fälle, bei denen der Mörder nie geschnappt wurde. Die Schicksale der möglicherweise noch Lebenden priorisierend, lehnte er das höflich ab. Gleichwohl betonte man ganz unverhohlen die Bedeutung der Aufklärung mancher spektakulärer Kriminalfälle:

Da gab es wohl einen Serienkiller mit der Angewohnheit, jedem seiner erwürgten Opfer eine Karte mit einem Buchstaben auf die Brust zu legen, eine Karte nicht größer als von einem Skatspiel. Für den Ersten war das A reserviert, auf der zweiten vergebenen Karte war ein B aufgemalt und so fort. Spätestens bei C nannte ihn die Presse einstimmig (wenn auch etwas einfallslos) den „Alphabet-Killer“. Nun kam es, daß er mehrere Jahre mordete, und tatsächlich eines Tages gefaßt worden ist – in flagranti, bei der Präparation einer Toten, der er gerade die Karte M auflegen wollte! Der Verrückte sitzt seitdem unumkehrbar hinter Gittern, so weit, so gut. Allerdings fand man nie das Opfer

„K“, das es ja zwangsläufig geben mußte. Und eine Befragung des Mörders blieb erfolglos, angeblich allgemeiner Gedächtnisverlust. – Lacer fragte den Beamten daraufhin, was Opfer K von den anderen Vermißten unterscheiden würde; ob das Auffinden von Karte K irgendeine Sammelsucht in ihm befriedigen würde. Das war freilich etwas zynisch und undiplomatisch, doch verlangte es ihn auszudrücken, daß er nicht jedermanns helfende Hand sein konnte, ganz besonders, wenn es um Tote ging, solange noch andere eine Chance hatten lebend gefunden zu werden.

Und so kam es ihm mit der Zeit eigenartig vor, andauernd auf seine Gage hinzuweisen, was sich ohnehin, zusammen mit seinem Ruf, herumgesprochen hatte. So erwartete man ihn einige Male und legte sogleich ein paar Hunderter auf den Tisch. Stillschweigend steckte er sie ein und machte sich an die Aufgabe. Aber nach und nach schämte er sich, auf eine möglicherweise finanzielle Grundmotivation reduziert zu werden; er fürchtete den Leumund, der da hieß: Der Wunderknabe hilft nur, wenn genug Geld winkt! Und wird die Gier seinen Preis nicht in die Höhe treiben? Und wenn er nicht bezahlt wird, läßt er die Vermißten herzlos unbeachtet?

In seinen Ohren würden solche Formulieren auf Enttäuschung treffen, denn sie bedeuteten das Unverständnis gegenüber seinem selbstlosen Werk. Wenn er nicht wäre, würde kein einziger dieser vermißten Leute gefunden werden, und plötzlich soll er schuld daran haben? – Er schwor: Wenn ihm dies nachgesagt würde, müßte er grundlegend umdenken, wie er seine Fähigkeiten am sinnvollsten einsetze!

Kapitel 10

Viele Monate ist der Grani-Clan auf der Suche nach dem mysteriösen Seher, der sich unvorsichtigerweise noch immer im gleichen Land aufhält. Die Mafia läßt Kontakte spielen, ein Name muß her: Unter der Polizei werden Informanten aktiviert, aber lange Zeit läßt sich kein Name niederschreiben: Zu rasch sind seine Begegnungen vorüber, zu erfolgreich, als daß ein zufriedener Polizist, der auf seine Ehre schwört, ihn je erpressen oder weitergeben würde. Wie ein Geist taucht er irgendwo auf, hilft hier und da, verschwindet teilweise tage- und wochenlang, ehe er sich wieder weit entfernt blicken läßt. Was tut er in dieser Zeit?, fragen sich die Unterbosse im Auftrag ihres Anführers, Augen und Ohren offenzuhalten: Muß er denn nicht nebenher ein normales Leben haben? Der wohnt doch auch nur in einer Wohnung, hat Haustiere und eine Familie! Oder nicht? Niemand kann heute ohne Identität leben, so stimmt man überein. Endlich wendet sich das Blatt für die Schurken:

Ohne Vorwarnung wird ein spektakuläres Interview angekündigt, das live im Fernsehen übertragen werden soll. Ein Mann, der sich für sehend hält, will mit einem Vertreter der großen Zeitung des Landes sprechen – vor laufenden Kameras. Man sagt ihm, dessen Name nicht genannt werden soll, nach, er habe bereits bei zahlreichen Vermißtenfällen helfen können. Ein weiterer Hochstapler, auf den die Polizei hereingefallen ist?, provoziert der Sprecher: Oder ein Heiliger, ein Kind Gottes, dessen Gabe ein Wunder genannt werden muß? Für den Clan ist die Sache klar: Wenn nicht während des Interviews sein Name genannt oder sein Gesicht gezeigt wird, dann erhält man wenigstens die Chance

auf einen Anschlag.

Was veranlaßte unseren Helden, der doch immer so auf Anonymität bedacht war, zu einer solchen Entblößung? Hat er über die Zeit Erfahrungen gesammelt, die er mitteilen möchte? Will er sich und seinen Namen preisgeben, des Ruhmes wegen? Dem Fernsehen und Rundfunk ist es angesichts der sonstigen gezeigten Inhalte schlichtweg gleichgültig, was der Wundertätige wirklich will. Für sie sind Einschaltquoten wichtig, für ihn das Podium.

An einem Freitag-Abend ist es soweit. Im Spätprogramm sollte er gesendet werden, live aus einem Studio der Lokalzeitung. Doch an ein Herankommen war für die Mafia-Killer nicht zu denken: Zahlreiche Polizisten tummelten sich vor dem Gebäude, wollten den Helden mit eigenen Augen sehen, manche hatten bislang nur von ihm gehört. Was war das für ein Kerl, der wochenlang die Polizeistationen in Atem hält, ihnen eine phänomenale Aufklärungsrate bei Vermisstenfällen beschert? Dazu kam zahlreiches Volk, das man zunächst nicht zuordnen konnte: Dutzende Erwachsene, die ihre Kinder vermißten oder ihnen entlaufen waren, erhofften sich von dem Wohltäter eine Tat der Großherzigkeit; daß ihnen geholfen würde, ihren Sohn, ihre Tochter wiederzufinden. Und von denen gibt es nicht wenige.

So kam man dem Fremden also auf keinen Meter nahe, jedenfalls nicht unter den Augen von unzähligen Zeugen. Derselbst war bereits seit Stunden im Gebäude und bereitete sich auf das Interview vor – auch für ihn keine alltägliche Angelegenheit.

„Wollen Sie sich zunächst einmal vorstellen?“ war die erste Frage des Moderators, denn auch für ihn galt: Vor mir sitzt möglicherweise ein Irrer, ein Wichtigtuer, den

die Redaktion nur auf Hörensagen eingeladen hat. Und es waren schon so manche, die er interviewt hatte, die wußten zu allem etwas zu sagen: Marien-Erscheinungen, Ufologen, Sichtung von Geistern und Kreaturen in der Wildnis. Der Hellseher ohne Namen reihte sich in diese obskure Kette gut ein, mit Ausnahme der Tatsache, daß er seine Gabe jederzeit zeigen, jederzeit beweisen konnte.

„Eins. Jetzt noch nicht. Vielleicht später.“

„Eins? Was meinen Sie damit?“

Der junge Mann zeigte keine Nervosität. Vielleicht lag es daran, daß er nur dem Moderator gegenüber saß, die Kamera auf ihn gerichtet, und er von den tausenden Zuschauern nichts wußte. Fein hatte er sich herausgeputzt, das bereute er jetzt. Er war da einer Art Gefühl gefolgt, sich in der Öffentlichkeit *normiert* zu zeigen, während er das Geheuchelte innerlich verabscheute. Bald lockerte er seine Krawatte und steckte sie vor laufender Kamera in die Tasche.

Sein Gesicht präsentierte er mit der ersten Sekunde der Welt. Von nun an würde er niemals wieder unbekannt sein, sein anonymes Wundertun dahin. Aber das scherte ihn nicht, gleichschon er immer wieder um Gesichtlosigkeit bemüht war. Warum jetzt der Wandel?

„Zwei. Der Paranoia wegen, und um die Zensur meiner Aussagen zu erschweren, nummeriere ich jeden Satz dieses Dialogs.“

„Sie wissen, Sie können jederzeit offen mit mir sprechen“, betonte der Moderator so freundlich, wie es sein Manuskript und die Liste seiner eigenen Fragen hergab: „Haben Sie sich nicht aus einem bestimmten Grund an den Rundfunk gewendet? Um der Welt etwas mitzuteilen?“

Der Namenlose greift nach einem Glas Wasser und be-

feuchtet seine Kehle:

„Drei. Es hat sich inzwischen herumgesprochen und Sie haben es in der Programmvorschau so angekündigt: Man sagt mir die Gabe nach, die Vermißten zu finden; denen zu helfen, die sich nicht selbst helfen können.“

Seine Stimme wiegt ausdruckslos dahin, als würde er auswendig gelernte Sätze vorlesen. Die Hände liegen verkrampft in seinem Schoß, die Beine sind übereinander geschlagen. Distanziert und mutlos zeigt ihn die Großaufnahme, müde und hoffnungslos. Ein Ausdruck, den seine faszinierten Zuschauer nicht verstehen können – denn er ist es ja, der mit jeder einzelnen Tat wieder Hoffnung gibt!

„Wollen wir nicht von vorne anfangen? Wie alles begonnen hat? Wir wissen so wenig über Sie!“ – Der Moderator stichelt vergeblich um mehr Information:

„Vier. Wie alles angefangen hat? Sagen wir: Sie würden es mir ohnehin nicht glauben.“

„Und daß sie mit dem Finger auf eine Karte zeigen und dort sitzt der Gesuchte, das sollen wir glauben?“

„Fünf. Die Menschen können glauben, was sie wollen. Ich mache keine Werbung mit meiner Fähigkeit. Und meine Erfolge sprechen ja für sich.“

„Bevor wir uns einer Demonstration zuwenden – Sie waren damit einverstanden –, möchten ich und die Zuschauer wissen: Wonach wählen Sie die Vermißten aus? Und zweitens, wie fühlt es sich an, dieses Finger-auf-Karte?“

„Sechs. Zunächst zu Ihrer ersten Frage ...“ – Die Zuschauer, insbesondere die Eltern der Vermißten und die Mafiosi horchen auf – „... Ich wähle nach Chance und Bedürfnis. Die am kürzesten vermißt werden ...; die Jüngsten unter ihnen.“

„Finden Sie das nicht ungerecht gegenüber allen anderen?“

„Sieben. Allen anderen? Es wird immer viel mehr Menschen geben, als ich je wiederfinden könnte, und wenn ich den ganzen Tag meinen Finger auf die Karte lege.“

„Dann sind Sie Ihnen egal?“

„Acht. Durchaus nicht.“ – Er pausiert mit einer tiefen Atmung: „Was ich biete, möchte ich betonen, bringt hier und da ein kleines Funkeln in die überwältigende Finsternis, die wir Recht und Ordnung zu nennen glauben. Wer auch immer sich bereits in einem beliebigen Polizeirevier umgesehen hat, muß erstaunen angesichts der vielen Plakate über Vermißte und Gesuchte. Als würden Sie in Gruppen vom Erdboden verschluckt!“

„Hörerfrage, denn es paßt an dieser Stelle gut – und lachen Sie nicht!“ – Der Moderator zieht ein Kärtchen hervor: „Hier möchte jemand wissen, was mit solchen Vermißten ist, die mutmaßlich ... von Außerirdischen entführt worden sind! Was sagen Sie dazu?“

Lacer schmunzelt, der Moderator bemerkt es:

„Neun. Tatsächlich gab es einmal einen Fall, den konnte ich auf keiner Karte lokalisieren. Am Ende habe ich einen Globus gedreht. Nichts.“

„Dann stimmt es? Entführt von Außerirdischen?“

Der Interviewte zuckt mit den Schultern und schmunzelt erneut.

„Na gut, hier haben wir noch eine andere Frage, nicht weniger kurios: Wie finden Sie Vermißte, mutmaßlich Opfer von Gewalttaten, die von ihrem Henker in mehrere Stücke zerteilt worden sind? Zeigen sie dann mit mehreren Fingern auf die Karte?“

Empört verdreht der Gefragte die Augen. Solche Fragen würden nur in den Grenzen dieses Landes gestellt, denkt er sich, und spricht:

„Zehn. Einen solchen Fall hatte ich noch nicht. Man tut, was man kann.“

Unter den Zuschauern findet der Mann Sympathie, sogar einer der Mafioso, vor seinem Bildschirm sitzend, grinst angesichts der Thematik zerstückelter Opfer.

„Wollen wir als nächstes zu einem Experiment kommen, das die Zuschauer gespannt erwarten – ein Test ihrer Fähigkeiten.“

„Elf. Für Sie mag es ein Test sein. Für mich ist es Wirklichkeit. Aber machen Sie nur.“

„In Ordnung. Würden Sie sich bitte diese Akte kurz ansehen, es ist nicht viel zu lesen. Für die Zuschauer gebe ich eine Zusammenfassung: Dieser Junge, 11 Jahre, wird vermißt.“ – Er zeigt ein Foto in die Kamera. – „Zuletzt gesehen vor zwei Tagen, hier in der Nähe, es gibt keine Erklärung für sein Verschwinden. Seine Eltern befinden sich in einem Nebenraum des Studios und sind nicht weniger hoffnungsvoll als ich, daß Sie den Jungen lebend finden.“

„Zwölf. Ob jemand lebend gefunden wird, das kann ich nicht beeinflussen!“ – Das erste Mal, daß er seine Beherrschung verloren hat: „Daß die Eltern des Jungen zusehen, macht die Sache nicht leichter.“

„Dann wollen Sie Ihre Hilfe verweigern? Aus Eitelkeit?“

„Dreizehn. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Was ich betonen will, und ganz besonders gegenüber allen Familienangehörigen, die mich mittlerweile unentwegt zu erreichen versuchen: Was ich finde, das ist der Körper des Vermißten, ob tot oder lebendig. Wenn lebendig, dann gut.

Wenn tot, kann die Polizei zumindest den Fall untersuchen. Ich finde keine Mörder, keine Namenlosen. Ich sehe keine Taten, spüre keine Schmerzen der Opfer. Außerdem weiß ich nicht, ob, wann oder an welchem Ort jemand entführt oder verschollen gehen wird. Was ich sehe, das ist das Wo des Gegebenen.“

„Ist das Ihre Botschaft an die Zuschauer? Weswegen Sie hier sind?“

„Vierzehn. Eine davon.“

Der Seher greift die vorbereitete Karte und überschaut sie mit orthogonalen und diagonalen Blicken. Er blättert, faltet und knickt das Papier, während die Kamera alles in Nahaufnahme erfaßt. Er hält inne, zeigt nach weniger als einer Minute schließlich mit dem Finger auf einen Ort. Der Moderator übernimmt die Karte und die Position des Fingers und nennt den Ort in die Kamera.

„Liebe Zuschauer, die Polizei ist seit Beginn des Interviews verständigt und macht sich in diesem Moment auf den Weg zu dem besagten Ort. Da er nur circa ... dreißig Kilometer von uns entfernt liegt, sollten wir noch vor Ende der Sendung erfahren, was dort gefunden wird. Die Polizei war einverstanden, uns vom Erfolg oder Mißerfolg der Mission zu berichten.“ – Als er die Entfernung nannte, schluckte er. Denn er wußte, daß das Kind diese Distanz nicht alleine zurückgelegt haben konnte – nicht in dieser Zeit. Daß also ein unbekannter Dritter beteiligt sein mußte.

„Fünfzehn. Ist es das, was Sie beabsichtigen? Showtime?“

„Und Sie?“ stichelt der Moderator zurück: „Wissen Sie, daß Sie, wenn es denn wahr ist, ein Vermögen mit ihrer Kunst machen könnten?“

„Sechzehn. Das weiß ich. Aber die Katze ist aus dem Sack.

Ich könnte reich und berühmt werden wie ein Filmstar. Daran liegt mir nicht. Aber ich werde es nicht verhindern können. Und am Ende spüre ich jemanden auf, der es mir übel nimmt.“

„Den Entführer zu fassen, das scheut Sie wohl?“

„Siebzehn. Das Richten eines Menschen überlassen wir besser jemandem, der mehr Verstand hat als ein Mensch alleine.“

„Wem? Gott?“

„Der *Natur* selbstverständlich! Achtzehn allenthalben, verflixt.“

„Der *Natur*?!“ lacht der Moderator höhnisch: „Also gut, wenn Sie das sagen. Aber lassen Sie uns zum Thema zurückkommen. Ich meine, mir und den Zuschauern ist klar, welche Auswirkungen ihre Fähigkeiten haben würden – wenn sie sich als wahr herausstellen.“

„Neunzehn. Sie sind es. Was fürchten Sie?“

„Überlegen Sie doch: Keine Entführung, kein Mord bliebe ungesühnt! Vielleicht sind Sie das Gegenmittel zum sogenannten perfekten Verbrechen!“

„Zwanzig. So etwas gibt es nicht, selbst ich weiß das. Ihre Erwartungen sind und bleiben reine Fantasie. Vermutlich wäre jemanden vom Blitz erschlagen zu lassen die sicherste Möglichkeit nicht verdächtig zu werden. Aber das ist ja unmöglich.“

„Genauso unmöglich wie die Vorhersage vermißter Personen durch Fingerzeig auf eine Karte?“

Lacer hielt kurz inne. Unrecht hatte der Moderator ja nicht.

„Vielleicht sollte ich jetzt aufbrechen. Sie werden den Jungen sicher finden. Viel Glück.“

Daraufhin erhob er sich und verließ unter dem erstaunten Blick des Moderators und aller Zuschauer das Studio durch die Hintertür. Seiner Bekanntheit konnte er sich jedoch nicht entziehen. Vor dem Gebäude warteten Schaulustige zu Dutzenden, die den Wunderknaben sehen wollten. Viele davon waren trauernde Eltern, die Fotos ihrer vermißten Kinder mitgebracht hatten. Sie riefen ihn an, mit flehender Stimme, so durcheinander, daß es ihm wie ein Brummen war, dem er nur noch zu entkommen wünschte.

Er hatte das vielmehr erwartet. Es gab ja einen Grund für seine Regeln: Nur drei Fälle pro Revier, keine Namen, keine Fragen. Jetzt war es dafür zu spät.

Er konnte auch nicht so einfach mit dem nächsten Bus verschwinden, die Blicke waren auf ihn gerichtet. Was hatte er nur losgetreten?

Tatsächlich schaffte er es bis zur nächsten Polizeistreife und bat um Gewahrsam. Man brachte ihn daraufhin an einen geschützten Ort, wo er fürs erste unerkant blieb. Aber jetzt, nunmehr unter den Schutz der Bundespolizei gestellte, fragte man doch nach seinem Namen, wollte irgendetwas protokollieren. Wie ein üblicher Verdächtiger hatte er Fingerabdrücke abzugeben, Geburtsort und Alter zu nennen, Wohnsitz und alles andere, das niemanden etwas angeht.

Ob man ihm helfen könne unterzutauchen? So wie beim Zeugenschutz? Man kannte keine Rechtsgrundlage dafür. Jedenfalls fürs erste. An die Fortsetzung seiner Mission war jedenfalls nicht mehr zu denken.

Kapitel 11

In den nächsten zwei Wochen bediente man sich seiner Fähigkeiten als wäre er eine Labormaus. Es hieß immer wieder: Entweder du hilfst uns, oder wir lassen dich raus an die Meute! Auch die Tatsache, daß sich das organisierte Verbrechen bereits für ihn interessierte, enthielt man ihm nicht länger vor. Ein Gefangener war er nicht direkt, aber ihm blieb auch keine große Wahl. Und er redete sich ein, daß das, was er tun sollte, ohnehin das war, was er ursprünglich wollte: Vermißte Personen finden.

Die Bundespolizei, später auch die Staatsanwaltschaft hatten große Pläne mit dieser menschlichen Kuriosität: Ihr lag allerdings weniger im Auffinden vermißter Kinder als vielmehr im Ergreifen flüchtiger Krimineller. Ein seltsames Mißverhältnis von gesellschaftlichen Prioritäten, das Lacer da beobachten mußte. Immerhin konnte er durchsetzen, daß man ihn mit verschollenen Personen aus der Menschheitsgeschichte in Ruhe ließ: Wo sich das Grab von Alexander dem Großen befinde, wollte man wissen. Anfangs nur als Scherz. Bald folgten Fragen nach Leuten, die auf offener See verschwunden waren. – Als ob von solchen noch viel übrig wäre, wenn sie einmal über Bord gegangen sind. Und obgleich er es einmal versuchte, das Kartenlesen: Wer mit einem Finger über eine nackte blaue Wasserfläche fährt, dem fehlt jedweder Anhaltspunkt, um innezuhalten. Und selbst wenn: Niemand taucht wegen eines Skeletts zweitausend Meter tief im Ozean!

Das also war, das er bis zuletzt durchsetzen konnte: Daß man sich auf diejenigen konzentrierte, die erst seit Kurzem verschwunden waren. Und er machte seine Sache gut.

Jedenfalls in den ersten Wochen:

Frei von jedem Zwang, komfortabel untergebracht in einem geheimgehaltenen Hotelzimmer, zeigte er durch den magischen Blick auf all die Vermißten, die jedermann bereits aufgegeben hatte. Den Fragenden reichte meist der Standort aus, dann wurde eine Maschinerie in Bewegung gesetzt, die lokale Polizeieinheiten informierte, die ausschärmten, das Zielgebiet zu betreten. Ob man dort tatsächlich den Gesuchten fand, sagte man dem Seher in keinem Fall, wohl aus Vorsicht, daß das Ergebnis seine Fähigkeiten beeinflussen könnte. Da sie aber immer wieder kamen, immer wieder fragten, wurde sich der Ausgefragte seiner Fähigkeiten zunehmend sicherer.

Und auch die Welt der Verbrecher hatte es plötzlich schwerer: Innerhalb von zwei Monaten war es so, daß im Land kaum noch Entführungen mit Lösegeldforderungen aufkamen. Entführte wurden immer gefunden, gleichgültig wie schnell und ungesehen sie auch weggeschafft und weggesperrt wurden, und sey es auch an einem Ort, an dem ein menschliches Wesen nie zuvor einen Fuß gesetzt hatte. Ironischerweise führte dies zu dem kuriosen Nebeneffekt, daß die Entführer mehr Eile darauf legten, ihr Opfer schnellstmöglich zu einem Versteck zu verschleppen, und infolgedessen weniger achtsam waren alle Spuren zu verwischen. Dies wiederum führte dazu, daß Entführte nur noch schneller gefunden wurden. In einigen Fällen kam es so weit, daß Entführer ihre Opfer gar nicht mehr versteckten, sondern sie mit einer Lösegeldforderung offen präsentierten.

Des Sehens wurde unser Held kaum müde. Aber mit der Zeit wünschte er sich, vermehrt diejenigen zu lokalisieren, von denen man gar nicht wußte, was mit ihnen geschehen

war; Menschen, für deren Freilassung niemals Lösegeld gefordert wurde; Menschen, deren Leichen man nicht fand; Menschen, deren Verschwinden unter Berücksichtigung aller Möglichkeiten einfach nicht erklärt werden konnte. Darin sah er seine Berufung; das Anwendungsfeld seiner Gabe.

Jedoch, die Fälle durfte er sich nicht aussuchen, jedenfalls nicht unter der Obhut seiner „Beschützer“. Täglich legte man ihm vier oder fünf Akten vor, und er hatte zu liefern. Er war wie ein Werkzeug, das man auf Verschleiß fuhr, gerade so lange und so intensiv, daß es nicht zerbrach und den größten Nutzen bringe.

Noch fern war er diesem Zustand, und doch ertappte er sich immer öfter beim schweigsamen Aufbegehren: Er behauptete, nur noch vier statt fünf „Aufträge“ pro Tag annehmen zu können; er behauptete, das Kartenmaterial sey so schlecht, daß sich damit nicht arbeiten ließe; er stellte unbequeme Fragen über die Ergebnisse seiner Arbeit; er priorisierte die Anfragen, daß die gesuchten Mörder zuletzt, die vermißten Opfer als erstes bearbeitet würden. Das bemerkte auch die Staatsanwaltschaft und ersann Möglichkeiten, wie der unersetzbare Diener weiter zu motivieren sey. Ob es am Geld läge, fragte man. Dabei mehrte sich sein Reichtum nicht wesentlich, selbst wenn Geld ihm etwas bedeutet hätte. Stattdessen zahlte man ja Kost und Logis für ihn! Die Unterbringung in einem Hotelzimmer, der Zimmerservice, der Polizeischutz vor all den lästigen Anfragen aus dem Volk und so fort. Das alles zahlte nicht er, und man hoffte darauf, daß er in seinem Zustand ängstlich genug war, um weiterzumachen.

Lacer war allerdings alles andere als einfältig. Jung, ja, aber nicht dumm. Immerhin hatte er diese Gabe als Ge-

schenk für eine selbstlose Tat erhalten; wußte, was diese Gabe anderen bedeutete: Gewißheit, Gerechtigkeit, Hoffnung. Und in den Augen der Gefundenen war er ein Lebensretter dazu. All dessen war er sich bewußt, und von Tag zu Tag fragte er sich umso mehr, aus welchem Grund er sich verstecke, im Geheimen arbeite; weshalb er nicht unter das Volk tritt und dort Gutes tut. Man würde ihn schon nicht überwältigen. Oder doch? Falscher erschien ihm zunehmend die Arbeit für den Geheimdienst. Immer mehr von denen gingen Tag um Tag ein und aus, wollten untergetauchte Spione identifiziert bekommen. Dabei war es nicht die politische Agenda, die ihn motivierte. Es war die nackte Selbstlosigkeit – zum Preis von 100 Scheinen, einem damals fairen Lohn für seine Hilfe. Von einer Bezahlung für einzelne Fälle war heute freilich nichts verblieben. Würden ihm die Familienangehörigen auf der Straße nicht freiwillig mit dem Zehnfachen überschütten, wenn ihnen nur geholfen würde? Ja, das würden sie. Sie würden drängeln, sie würden schreien, sie würden zerrén. An ihm und den anderen. Sie würden verführen, sie würden locken, einige würden ihre Habe mit ganzer Hand davonwerfen – wenn ihnen nur das Liebste wiedergegeben würde. Der Seher kannte diesen Weg. Und nun würde er ihn gehen müssen.

Kapitel 12

Eines Tages, und hier endet unsere Geschichte, verweigerte Lacer jedwede Mitarbeit. Seine ursprünglichen Absichten ließen sich nicht länger erfüllen, zuletzt darin, daß es ihm nicht einmal frei stand, die zu bearbeiteten Fälle auszuwäh-

len. Er frug nun direkt, ob er ein Gefangener sey, und es dauerte wohl einige Zeit, bis man sich ein gesetzliches Alibi einfallen ließ, ihn weiter an sein Wirken zu binden. Da sprach man plötzlich von Strafvereitelung – als ob sein Zutun irgendeinen Verbrecher dazu anregen oder abschrecken würde, das zu tun, was ohnehin weltweit tausendfach geschieht.

Was sind schon die paar Vermißten, die er pro Woche ausfindig machen konnte? Gab es da draußen nicht Tausende, die auf Rettung warteten? Mehr, als er in seiner Lebenszeit jemals hätte finden können? Mußte er es nicht wenigstens versuchen? Schlicht, um als alter Mann stolz sagen zu können: „Das war mein Beitrag!“?

Man sprach von „Behinderung der Justiz“ – dabei war es sein selbstloses Zutun, das lange festgefahrene Fälle wieder ins Leben rief; das elterliche Gesicht erstrahlen ließ, wenn ein verlorenes Kind nach Jahren wiedergefunden wurde. Sollte all das durch windige Gründe ein Ende finden? Durch Druck, durch Einschüchterung und Androhung von Haft? Durch Zerschlagung von Leumund und gutem Willen? Durch Verwaschung moralischer Prinzipien?

Mit zersetzter Motivation schaute er aus dem hohen Fenster seines Hotelzimmers auf die Straße: Er bildete sich ein, diese Welt würde ihn nur ausnutzen (dabei waren es nur einige Wenige in einflußreichen Positionen). Und schuld daran war allein der Verlust seiner Anonymität.

Er kam zu der Erkenntnis, daß man sich alles erlauben könne, solange man keinen Namen habe, kein Gesicht, keine Vergangenheit. Doch verliert man diesen angeborenen Schutz – ob nun freiwillig oder unfreiwillig durch die wachsende Zahl an notwendiger Registratur und Identifikation

seiner Person bei jeder nur denkbaren Gelegenheit ... – dann ist alles dahin. Unwiederbringlich. Die Zeit läßt sich nicht zurückdrehen, und ewig verstecken kann man sich auch nicht. Selbst wenn er seine Gabe ab dieser Minute nie wieder nutze und stattdessen ein Leben als Polarforscher beginnen würde – er wäre immer noch derselbe, und das würden alle anderen genauso sehen. Solange er diese Gabe hatte, solange würde er bedrängt werden, von den ehrlichen Hilfesuchenden wie auch von den Ausnutzenden.

Letztlich wies er weder Staatsanwaltschaft noch Geheimdienst eine Schuld zu. Denn es würde sich nichts an seiner Lage ändern. Er war, was er war. Und der Auftritt im Fernsehen löste sein unausweichliches Schicksal ebenso wenig aus wie sein Tatendrang.

Dann ergab er sich der Idee: Hätte er selbst wie ein Mörder denken müssen? Möglichst unentdeckt, nie gesehen, keine Spuren, keine Fingerabdrücke? Sich wie ein Phantom an die Orte schleichen, wo die Vermißten ausgewiesen werden? Jeden Hinweis nur anonym zustecken? Das wäre möglich gewesen, hätte sein Leben aber erst recht durcheinandergebracht.

Denn das war nicht sein Wesen. Das paßte nicht zu der selbstlosen Art, die er durch seine Taten repräsentierte. Ob schon er anfangs gegen Lohn zu arbeiten forderte, war sein Antrieb zu keiner Sekunde monetärer Natur.

Hatte er nicht einst aus Mitgefühl gehandelt? Weil ihn der Tod der jungen Frau so mitgenommen hatte, so einfühlsam hatte werden lassen? War er nicht erst durch sie zu einem besseren Menschen geworden? Aus dem selbstzentrierten Untier wurde ein freiwilliger Diener im Auftrag des Volkes. So ähnlich hätte die Kirche sein Martyrium wohl

ausgedrückt, aber nicht einmal die stand ihm noch offen.

Was immer er für Absichten in der Zukunft hatte – sie waren dahin. Kein Berufswechsel, keine Absichtserklärung, kein neuer Name hätten daran etwas geändert. Und diese Gedanken trugen ihn mit dem Fuß auf den Fenstersims, daß er unter sich die Tiefe der nächtlichen Straße, des wimmelnden Verkehrs wie ein erdrückendes Rauschen erfuhr, dem nur durch den Freitod zu entkommen war.

Da kam es, daß er sich abermals an die junge Frau vom Bahnsteig erinnerte. Und er sagte sich: Wer würde *mir* in letzter Sekunde beistehen? Würde ich, wie sie, zu einem Zeitungsartikel auf Seite Vier werden, wenn ich heute nacht aus dem Fenster springe? „Der große Seher beging Selbstmord?“ Würde ich ebenso rasch in Vergessenheit geraten wie sie? Würde jemand um mich weinen, und infolgedessen sein Leben ändern? Würde eine besondere Gabe, wenn auch nicht die meine, auf diese Weise vererbt? Von Zweifeln gemartert, fiel er ins Bett.

Als der neue Tag anbrach, war es wie zuvor – beinahe.

Besuch kündigte sich an. Der Staatsanwalt betrat das Zimmer und wünschte einen Guten Morgen, unter dem Arm einen Stoß Mappen. Seine neuen Aufträge. Als die Tür aufschwang, erhaschte er einen Blick auf den Flur, auf dem er zwei wachende Polizisten sah. Dann fiel sein Blick auf die säuberlich gestapelten Akten.

Er schlug die Erste auf, das Gesicht eines Flüchtigen glotzte ihn an. Angeblich beteiligt bei einem Banküberfall vor drei Jahren, faßte der Staatsanwalt zusammen. Und wo er denn sey, wollte er weiter wissen.

Lacer drehte sich zur Wand um. Dort hing eine gut zwei mal drei Meter große Karte von der gesamten Umgebung.

Gezeichnet war die Karte von unzähligen kleinen Löchern, in die der Seher bunte Pins eingesteckt hatte. Als Markierung für die Orte, die ihn ansprachen. Nur diesmal regte sich gar nichts.

Der Staatsanwalt bemerkte das Unentschlossene und fragte, ob er eine andere, größere Karte bringen lassen sollte.

Nein, das sey es nicht, wurde festgestellt. Und damit war alles gesagt. Er würde diese eine Person nicht auf der Karte finden, und auf keiner anderen Karte. Und er würde auch keine anderen Personen mehr finden. Er seufzte, und das tat ihm gut. Seine Gabe war erloschen. Für immer. Weil man alles von ihm gefordert hatte. Weil man keine Rücksicht nahm auf seine individuellen Bedürfnisse, oder sich die Mühe machte, seinen Antrieb zu verstehen. Weil er mit Gleichgültigkeit und Heuchelei behandelt wurde, anstatt die Goldene Gans nur jeweils ein Ei legen zu lassen.

Der Rest der Geschichte läßt sich rasch erzählen: Keine zwei Tage später war der Seher aus dem Staatsdienst entlassen. Und in erstaunlich kurzer Zeit hatte sich herumgesprochen, daß diese Quelle endgültig versiegt sey. Ohnehin alles Humbug!, hatten Einige behauptet, wohl aus Frustration. Andere waren wohl froh, daß die Welt noch genauso beschwerlich wie immer war; daß nicht etwa ein Gott unter ihnen wandelte. Das wäre ja auch zu verrückt!

Und so kam es, daß der junge Mann kurz darauf verschwand; niemand wußte um seinen Verbleib. Ob er sich freiwillig versteckt hielt, oder das organisierte Verbrechen ihn endlich zu fassen bekam – niemand konnte es sagen. Und so endete das Wunderkind als weiterer Steckbrief; als lebloses Porträt mit einer unzureichenden Sammlung an Informationen über seinen letzten angeblichen Verbleib.

Das Papier hängt noch heute an der Pinnwand einer Polizeistation, vergilbt bereits. Unwahrscheinlich, daß der Kerl jemals gefunden wird. Wer schon so lange vermißt wird ... – da ist die Chance gering, sagt man sich. Was soll man tun? Etwa auf ein Wunder hoffen?

„Von mir aus tut das nur!“ ruft der Beamte seinen Kollegen lachend zu und geht nach Hause: „Aber ich setze mein Geld lieber auf gute alte Polizeiarbeit!“